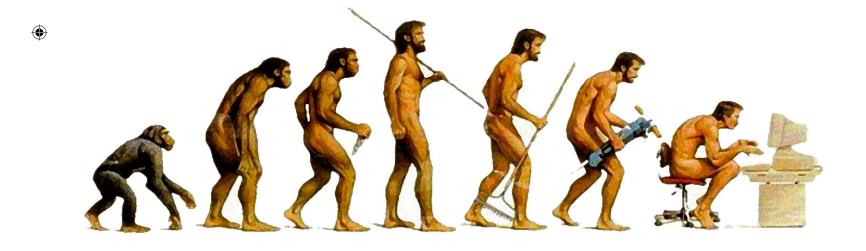


Historische Sozialkunde

Geschichte - Fachdidaktik - Politische Bildung

2/2009



Jenseits der Zivilisation Nichtstaatliche Gesellschaften und die Anfänge der Geschichte





AII ISSN 004-1618

Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS) in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Chefredaktion: Ilja Steffelbauer (Wien)

Fachdidaktik: Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, FB Geschichte/Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg (christoph.kuehberger@sbg.ac.at)

Preise Jahresabonnement \in 16,– (Studenten \in 12,–), Einzelheft \in 5,–, Sondernummer \in 7,– zuzügl. Porto. Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien; Deutschland: Hypo Bank München Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse):

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413 Aboverwaltung: +43-1-4277/41330 (Marianne Oppel) E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at http://vgs/univie.ac.at

Trotz intensiver Bemühungen konnten nicht alle Inhaber von Text- und Bildrechten ausfindig gemacht werden. Für entsprechende Hinweise ist der Verein für Geschichte und Sozialkunde dankbar. Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, werden wir diese nach Anmeldung berechtigter Ansprüche abgelten.

Abbildungen:

Titelbild: Urheber unbekannt, verbreiteter Internet-Cartoon U4: Wikipedia commons Alle Zeichnungen im Heft © Ilja Steffelbauer

Heftredaktion: Khaled Hakami, Tamara Neubauer, Ilja Steffelbauer **Layout/Satz:** Marianne Oppel

AutorInnen:

Ilja Steffelbauer, Althistoriker und Historiker an der Universität Wien.

Khaled Hakami, Anthropologe am Museum für Völkerkunde in Wien.

Tamara Neubauer, Doktorandin der Völkerkunde an der Universität Wien.

Die wissenschaftliche Redaktion der "Historischen Sozialkunde" wird auch im Jahr 2009 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.



Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P







Inhaltsverzeichnis

Ilja Steffelbauer

- **2** Einleitung
- 4 Bei Jägern und Sammlern ...

Tamara Neubauer

5 Jäger und Sammler

Die ursprüngliche Überflussgesellschaft als Ausgangspunkt menschlicher

Gesellschaften

Jäger und Sammlerinnen oder Sammlerinnen und Jäger? – Generalisierte Reziprozität und Tausch – "Komplexe' Jäger und Sammler – Die neolithische Revolution und das Ende der ursprünglichen Überflussgesellschaft

11 Bei tribalen Gesellschaften ...

Tamara Neubauer

13 Große Männer und rauschende Feste

Die Soziale Struktur tribaler Gesellschaften

Verwandtschaft als politischer Integrationsmechanismus – Wie egalitär sind tribale Gesellschaften? – Reziprozität und Redistribution in gering stratifizierten Gesellschaften – Warum gibt es in einer egalitären Gesellschaft die Position des "Großen Mannes"? – Warum nehmen die Umverteiler einen beträchtlichen Mehraufwand in Kauf? – Redistribution und Tribut zwischen Kooperation und Konflikt

19 In Häuptlingtümern ...

Ilja Steffelbauer

21 "Take me to your chief!"

Häuptlingtümer in Kulturanthropologie und Geschichte

Julian Stewards karibischer Typ – Kalvero Oberg finden den "Chief" – Marshall Sahlins verteilt um – Elman Services großer (Ent)wurf – Colin Renfrew gräbt etwas aus – Inzwischen anderswo – Robert Carneiro grenzt das Problem ein

32 In Frühen Staaten ...

Khaled Hakami

34 States make war and war makes states

Das Ende des Anfanges im österreichischen Geschichtsunterricht – Was früher einmal wahr war – Die Grenzen der Geschichte – Wittfogels "Wasserfalle" – Kritik und Gegenkritik – Vom Ackerbau automatisch zum Staat? – Umweltbegrenzung – Die erfundene Vergangenheit





Einleitung

"He who only knows his own subject does not know that either."
(S. R. Steinmetz)

Die Geschichtswissenschaft hat per Definition einen methodisch erschwerten Zugang zu nichtstaatlichen Gesellschaften. Dies liegt daran, dass die traditionelle Scheidelinie zwischen Vorgeschichte und Geschichte die Anwendung der Schrift ist, welche zuerst jene dokumentarischen (Listen, Verzeichnisse, Inventare, Verträge) und später literarischen (Epen, Mythen, Lyrik, Annalen und schließlich erste historiographische) Quellen hervorbringt, die dem Historiker traditionell als Grundlage seiner Arbeit dienen. Ursprung dieser Grenzziehung ist die Herkunft der modernen Geschichtswissenschaft aus der (altsprachlichen) Philologie. Ihre Quellenbasis wurde erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Entstehung der Archäologie als vollwertige Disziplin maßgeblich erweitert.

Die Schrift aber ist ein Produkt der administrativen Notwendigkeit in komplex organisierten Gesellschaften mit dem wachsenden Kommunikationsstress (d.h. der exponentiell zunehmenden Notwendigkeit Informationen auszutauschen) fertig zu werden. Dieses Bedürfnis scheint in allen Fällen erstmals dann aufzutreten, wenn Gesellschaften ein Maß an Größe und Komplexität erreicht haben, für das Staatlichkeit die einzig taugliche soziopolitische Organisationsform ist. Nur in wenigen Fällen hat der Kontakt mit bereits staatlich organisierten, schreibenden Gesellschaften bei Mitgliedern von nichtstaatlichen Gruppen das Bedürfnis geweckt, die Innovation der Schrift zu übernehmen. Ein gutes Beispiel aus der europäischen Geschichte ist Skandinavien, das während seiner langen "eisenzeitlichen" Vorgeschichte zwar mit schriftgebrauchenden Kulturen – durchaus eng – in Kontakt kommt, das Prinzip der Schrift - in Gestalt der bekannten Runen - auch übernimmt, dafür aber - von einigen wenigen Besitzinschriften, Grabsteinen und "Denkmälern" abgesehen – schlicht keine Verwendung hat. Kaum entstehen aus wikingischen Häuptlingtümern aber die ersten – ietzt auch rasch christlichen – skandinavischen Königreiche, greift die - nun durch den Einfluss der Kirchenleute aber lateinische – Schrift rasch Platz. Gleich nach dem dokumentarischen Schrifttum der königlichen Kanzleien entstehen bald - in Form von Bekehrungs- und Missionsgeschichten – erste historiographische Texte. Einfacher organisierte Gesellschaften haben, wie das Beispiel zeigt, schlicht kein Bedürfnis nach Schriftlichkeit und entziehen sich daher dem Zugriff des traditionellen Historikers.

Darin unterscheiden sich historische Gesellschaften nicht von rezenten. Historiker betrachteten weiterhin all jene Gesellschaften der Vergangenheit als "ihre" Provinz, welche entweder Schriftquellen hinterlassen haben, oder deren "Nachfolgekulturen" solche irgendwann einmal hinterlassen werden, weswegen sie als Vorfahren von "Völkern mit Geschichte" durch die zumeist mit archäologischen Methoden arbeitende "Vor-" bzw. "Urgeschichte" in den Wirkungsbereich der Disziplin integriert bleiben. Ohne die Historiographen dieser Gesellschaften als Stichwortgeber, fehlt dem Historiker indes oft das Vokabular, um die gesellschaftlichen und politischen Ver-

hältnisse in dieser stummen Prähistorie zu benennen. Man erkennt dies an der methodisch durchaus gerechtfertigten bewussten Vagheit, die prähistorische Archäologen gerne üben: Es ist zwar, etwa bei der Analyse unterschiedlich reich ausgestatteter Grabbefunde, die Rede von "Eliten", "Adel" oder gar "Fürsten", doch sind dies nur Chiffren, die durch die Wortwahl ungewollte Assoziationen mit historisch besser belegten Epochen hervorrufen, gegen die sich kritische Archäologen heute verwehren würden. Über die wirklichen soziopolitischen Verhältnisse dieser prähistorischen Gesellschaften, die sich dann z.B. in unterschiedlich reicher Grabausstattung niederschlagen, sagen sie streng genommen nichts aus. Mit dem gleichen Problem hat die quellentreue Übernahme der Begrifflichkeit der zeitgenössischen Historiographie, die über Begegnungen mit nichtstaatlichen Gesellschaften der Vergangenheit schreibt, zu kämpfen. Die Führer germanischer Wandergruppen der Völkerwanderungszeit getreu den lateinischen bzw. griechischen Quellen der Zeit als "Könige" zu bezeichnen, bedeutet lediglich die Übernahme der Chiffre, dass der Historiker vor 1500 Jahren auf Kenntnis seiner eigenen Geschichte gewählt hat. "Basileus" (griech. "König") bezeichnet eben genauso Odysseus, der selbst hinter dem Pflug über Ithakas Fluren ging, wie Pyrrhus, der über ein paar halbbarbarische Stämme in Epirus herrschte oder den Kaiser Theodosius an den Schalthebeln der komplexen Bürokratie des spätrömischen Großreiches. Der Historiker stößt bei der Beschäftigung mit nichtstaatlichen Gesellschaften also schlicht an seine Grenzen. Trotzdem kann er sie nicht ignorieren, da sie als Vorstufen - mit oft langer Nachwirkung - der von ihm untersuchten Gesellschaften bzw. als zeitgenössische Faktoren in der Geschichte zivilisierterer Nationen für seine ureigene Fragestellung erklärungsnotwendig sind.

Die Beschäftigung mit vergangenen und rezenten, das heißt also





innerhalb der letzten ca. 250 bis 400 Jahre durch Augenzeugenberichte oder systematische Feldforschungen - vorzugsweise von professionellen Ethnographen - gut dokumentierten, Ethnien ohne ausgeprägte eigene schriftliche Tradition, ist seit jeher Aufgabe der Ethnologie. Unter diesen Gesellschaften finden sich auch die meisten gut belegten Beispiele nichtstaatlicher Verfasstheiten, ja sogar - z.B. im Falle einzelner Ethnien wie der Zulus in Natal, der Ashanti in Westafrika oder der Hunza in Tibet - historisch durch europäische Beobachter mitverfolgte Vorgänge der Gründung von nach allen üblichen Kriterien eindeutig staatlichen Gesellschaftsordnungen, inklusive dem Beginn einer eigenen Historiographie. Wenn also eine sinnvolle Analogie zur soziopolitischen bzw. sozioökonomischen Verfasstheit prähistorischer Gesellschaften, denen man den Status der voll entwickelten Staatlichkeit prima vista nicht zubilligen möchte, gefunden werden muss, so ist sie am ehesten innerhalb des Untersuchungsgebietes der Kulturanthropologie zu suchen.

Dabei ist banaler ,Bonoboismus', d.h. die undifferenzierte Parallelisierung einzelner Beispiele - sozusagen "eins-zu-eins" - auf jeden Fall zu vermeiden. Nur die Übertragung eines Modells, das auf einer Theorie höherer Ordnung zur Verfasstheit nichtstaatlicher Gesellschaften beruht, kann sinnvoll sein. Wichtig ist dabei, wie bei allen modellhaften Übertragungen, dass nicht das Modell einfach als Erklärung für im konkreten Untersuchungsgebiet nicht belegte Vorgänge präsentiert wird, sondern dass das Modell als eine Art Raster oder Checklist dient, das entweder bisher unverbundene historiographische oder archäologische Befunde in einen Kontext einbetten hilft oder das Augenmerk auf Untersuchungsgebiete lenkt, die vielleicht bisher vernachlässigt wurden, von denen das Modell aber nahelegt, dass dort Befunde zu erwarten wären. Ein abstraktes Modell ist also per se keine Erklärung, sondern ein Arbeits-

Die Frage ist, welche generali-

sierenden und daher als abstrakte Modelle übertragbaren Erkenntnisse die kulturanthropologische Auseinandersetzung mit rezenten nichtstaatlichen Kulturen bezüglich ihrer sozio-politischen Verfasstheit erbracht hat, und welche Theorien es bezüglich ihrer Entwicklung bis zu diesem Punkt und darüber hinaus in Richtung auf wirkliche Staatlichkeit gibt. Dabei erscheint den Autoren dieses Heftes das kulturmaterialistische Modell von Elman Service (1962) als am geeignetsten, Leser-Innen in diese Diskussion einzuführen. Es postuliert eine Abfolge von Gesellschaftstypen, die als Abgrenzungskriterien unter anderem die Ausgeprägtheit von sozialen Hierarchien und politischer Integration heranzieht und vier idealtypische Gesellschaftsformen definiert: "bands", "tribal societies", "rank societies" und "states". Obwohl menschliche Gesellschaften sehr unterschiedlich sind und ihre jeweiligen Besonderheiten haben, weisen sie dennoch Gemeinsamkeiten zum Beispiel in Subsistenzweise und der Art der politischen Organisation auf, die eine Einteilung in Idealtypen rechtfertigen. Nicht jede Gesellschaft erfüllt das analytische Anforderungsprofil auf gleiche Weise und es gibt innerhalb jeder Kategorie eine Reihe von internen Differenzierungsmöglichkeiten. Seine relative Klarheit und Einfachheit lässt dieses Schema aber einerseits als gut vermittelbar erscheinen, soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es, wie jede Typologie lediglich ein Ordnungsschema ist, das aus einer Palette von untersuchten Fällen entwickelt wurde. Seine Verwendung hier wird aber auch gerechtfertigt durch seine weite Verbreitung und Anerkennung innerhalb der Nachbardisziplin insbesondere in der britischen Tradition der prähistorischen Archäologie (Stichwort: new archaeology).

Die folgenden Beiträge stellen also die verschiedenen Typen nichtstaatlicher Gesellschaften sowie die ersten Staaten der Geschichte, die dieses Modell postuliert, vor. Wir haben dabei versucht, einerseits ihre Herkunft aus der Ethnographie deutlich erkennbar zu machen, andererseits aber ihre Anwendbarkeit auf "(prä)historische" Gesellschaften zu betonen. Für den schulischen Unterricht könnte diese Typologie eine Anregung sein, diachron und vergleichend Gesellschaften nebeneinander zu stellen. Das Modell fordert zur Auseinandersetzung mit grundlegenden Strukturen innerhalb von historischen Gesellschaften auf: Wie verschafften sich die Menschen ihre Lebensgrundlagen? Wie wurden Güter in der Gesellschaft ausgetauscht? Wie groß waren die Menschengruppen, die sich als kollektive Akteure verstanden? Wie wurden Entscheidungen getroffen? Wer hatte Positionen von Autorität oder Macht inne und warum? Welche Rolle und welche Möglichkeiten hatte jeder Einzelne in der Gesellschaft? Und welche Auswirkungen hatte all das auf ihre soziale und politische Verfasstheit?

Am Ende hoffen wir den Leser-Innen einen Eindruck davon vermittelt zu haben, wie merklich anders das Zusammenleben der Menschen funktionierte, bevor Könige und Bürokraten auf der Bühne der Geschichte erschienen und welche subtilen Reste dieser Zeit auch noch in unserer heutigen Gesellschaft vorhanden sind. Einer Zeit, die immerhin fast 97% der 200.000 Jahre der Existenz des modernen Menschen umfasste und eine Gruppe von Gesellschaften repräsentiert, die noch vor 500 Jahren den größten Teil der Landfläche der Erde dominierten und deren letzte Vertreter erst in unseren Tagen vom erfolgreichsten und räuberischsten sozialen Organismus aufgesaugt werden, den die Menschheit bis jetzt hervorgebracht hat, dem Staat,







Bei Jägern und Sammlern ...

Der Homo sapiens verbrachte den Großteil seiner Geschichte in kleinen Gruppen von Jägern und Sammlern, bis im Neolithikum erstmals Ackerbaugesellschaften entstanden. Jäger und Sammler lebten und leben in den verschiedensten Lebensräumen (z.B. Steppe, Arktis, Regenwälder), wodurch auch die jeweilige Subsistenzweise einer Jäger und Sammler-Gruppe lokal unterschiedlich sein kann. So leben Gruppen in der arktischen Region hauptsächlich von Fisch- und Walfang, während für Gruppen in Regenwaldökosystemen das Sammeln von Wurzeln und Früchten neben dem Jagen von Wildtieren von großer Bedeutung ist. Trotz dieser lokalen Unterschiede, die auf die konkreten ökologischen Rahmenbedingungen zurückzuführen sind, gibt es Charakteristika, welche die meisten Jäger und Sammler-Gesellschaften gemeinsam haben.



Subsistenz und Arbeitsteilung

Jäger und Sammler "produzieren" ihre Nahrung nicht im eigentlichen Sinn, sondern sie nutzen die in ihrer Umgebung vorhandenen Ressourcen. Die tatsächliche Ressourcennutzung liegt dabei meist unter den Möglichkeiten, die der jeweilige Lebensraum bieten würde (Unterproduktion). Da es keine Möglichkeit gibt, Ressourcen zu lagern und somit für einen späteren Zeitpunkt Vorsorge zu treffen, gibt es bei Jägern und Sammlern im Gegensatz zu Ackerbaugesellschaften keine Überproduktion. Der individuelle Arbeitseinsatz durch Jagen und Sammeln führt sofort zu einem materiellen Gewinn (in Form von natürlichen Ressourcen); man muss nicht erst wie z.B. bei der Bestellung von Feldern warten, bis man ernten kann.

Prägend für die Lebensweise der Jäger und Sammler ist der Nomadismus. Da Nahrung nicht produziert, sondern dort gejagt und gesammelt wird, wo sie vorhanden ist, zieht die Gruppe mit dem Nahrungsangebot mit. Werden die Ressourcen knapp, verlegt die Gruppe das Lager in ein anderes Territorium, wo das Nahrungsangebot reicher ist. Diese hochmobile Lebensweise erfordert ein großes Maß an Flexibilität. So kann nur ein Minimum an materiellen Gütern (z.B. in Form von Werkzeugen) transportiert werden. Die verwendete Technologie muss daher möglichst einfach und überall herzustellen oder leicht transportierbar sein. Daher gibt es keine spezialisierte Arbeitsteilung und in der Folge keinen ungleichen Zugang zu Subsistenztechnologie. Jede Familie ist selbstversorgend und kann alle benötigten Werkzeuge und Alltagsgegenstände selbst herstellen (Ember/Ember/Peregrine 2007: 306). Werkzeug ist kein Privateigentum und wird bei Bedarf geteilt. Der Besitz von Werkzeug ist daher auch kein Mittel um Macht über andere erlangen oder eine gesellschaftlich höhere Position einnehmen zu können. Diese auf der Familie beruhende Produktionsweise wird domestic mode of production genannt und steht einer industriellen Produktionsweise mit ökonomischen Institutionen, die über die Familie hinausgehen, z.B. Märkten, gegenüber (vgl. Sahlins 1972: 41ff). Obwohl es keine spezialisierte Arbeitsteilung und keine institutionalisierte Aufteilung der ökonomischen Aktivitäten in unterschiedliche Bereiche gibt, besteht in Jäger und Sammler-Gesellschaften dennoch eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. So sind Frauen vor allem für die Sammeltätigkeiten zuständig, während Männer die Jagdaktivitäten übernehmen.



Demographie und Verwandtschaftsorganisation

Jäger und Sammler leben in sehr kleinen Lokalgruppen, die aus mehreren Kernfamilien bestehen und im Durchschnitt 20 bis 35 Personen umfassen. Die einzelnen Lokalgruppen leben in sehr dünn besiedelten Gebieten – die durchschnittliche Bevölkerungsdichte beträgt 0,3 Personen pro km² – und sind durch eine hohe Gruppenfluktuation gekennzeichnet. Dies bedeutet, dass Kernfamilien aus einer Lokalgruppe häufig in andere Lokalgruppen wechseln. Es besteht also zwischen einzelnen Jäger und Sammler-Gruppen ein großes Maß an interner Migration und es gibt keine klar abgegrenzte Gruppenzugehörigkeit. Eine weitere demographische Besonderheit von Jäger und Sammler-Gruppen ist ihre sehr geringe jährliche Bevölkerungswachstumsrate, die sich im Neolithikum auf 0,001 Prozent belief (Harris 1990: 24).



Politische Integration und soziale Stratifizierung

Jäger und Sammler-Gesellschaften sind egalitär organisiert. Es gibt keine formalen politischen Ämter und kein Gruppenmitglied hat einen besseren oder schlechteren Zugang zu materiellen Gütern als andere. Obwohl es keine politischen Machtpositionen gibt, erlangen manche Jäger und Sammler dennoch die Position eines Anführers. Diese Anführer zeichnen sich aber nicht durch besondere Macht- und Statusunterschiede gegenüber anderen Gruppenmitgliedern aus, sondern sie gelten als Experten für diverse Lebensbereiche, wie z.B. das Anfertigen von Jagdutensilien. Ihre Position als Anführer ist daher eine erworbene, die auf der Anerkennung ihrer besonderen individuellen Fähigkeiten durch die anderen Gruppenmitglieder beruht und eine beratende Funktion erfüllt. Sie können ihre Expertise in einem Bereich (z.B. Jagd) niemals nutzen, um in einem anderen (z.B. Lagerplatzwahl) Einfluss auszuüben.







Tamara Neubauer

Jäger und Sammler

Die ursprüngliche Überflussgesellschaft als Ausgangspunkt menschlicher Gesellschaften

Jäger und Sammlerinnen oder Sammlerinnen und Jäger?

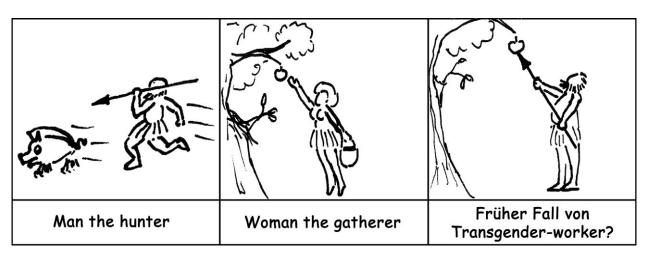
Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der Jäger und Sammler besteht darin, dass Männer meistens hauptsächlich jagen und Frauen hauptsächlich sammeln. In der Kulturanthropologie gab es viele Debatten um die Frage, ob es nun die männlich dominierte Jagd oder das weiblich dominierte Sammeln sei, das die Lebensgrundlage der Gruppe sichert. Die einen meinen, es sei vor allem das Sammeln, das die Existenz sichert und den Großteil des täglichen Kalorienbedarfs deckt, während die Jagd lediglich eine Ergänzung der Nahrungsbasis durch tierische Fette und Proteine darstellt. Andere sind wiederum der Meinung, dass sehr wohl der Jagd und damit der dadurch gewonnenen tierischen Nahrung eine zentrale Rolle zukommt. Ist es nun also zulässig, von Jäger und Sammlerinnen zu sprechen oder handelt es sich vielmehr um Sammlerinnen und Jäger? Wenn man nicht eine einzelne Gruppe betrachtet, sondern Jä-

ger und Sammler-Gesellschaften im interkulturellen Vergleich analysiert, wird deutlich, dass beides zutrifft. Der Anteil von Jagen oder Sammeln an der Deckung des täglichen Nahrungsbedarfs einer Gruppe variiert je nach Ökosystem und klimatischen Verhältnissen: In kälteren Gebieten trägt meist die Jagd mehr zur Subsistenz bei, während in wärmeren Gefilden die Bedeutung des Sammelns zunimmt. So stellt die Jagd z.B. bei den arktischen Inuit die Lebensgrundlage dar, während die !Kung San in der Kalahari hauptsächlich sammeln. Betrachtet man Jäger und Sammler-Gesellschaften im interkulturellen Vergleich, so ist es im Durchschnitt weder die Jagd noch das Sammeln, sondern der Fischfang, der prozentuell den größten Beitrag zur Subsistenz leistet (Ember/Ember/Peregrine 2007: 287).

Die erste Überflussgesellschaft

Jäger und Sammler-Gesellschaften wurden angesichts des beobachtbaren Mangels an materiellen Gütern oft als "arm" beschrieben. Ihre genügsame Lebensweise hat zahlreiche Diskussionen über die Frage entfacht, ob menschliche Bedürfnisse grenzenlos seien oder nicht. Leben Jäger und Sammler als Jäger und Sammler, weil sie nicht anders leben können oder nicht anders leben wollen? Der Kulturanthropologe Marshall Sahlins merkte an, dass Bedürfnisse auf zwei Weisen befriedigt werden können: Man kann viel produzieren oder wenig verlangen (Sahlins 1972: 2). Jäger und Sammler-Gesellschaften bezeichnet Sahlins daher deswegen als Überflussgesellschaften (affluent societies), weil er solche so definierte, dass in ihnen die materiellen Bedürfnisse der Menschen mit Leichtigkeit befriedigt werden können (Sahlins 1972: 2). Ein Jäger und Sammler sei dabei – im Unterschied zum Angehörigen der modernen Überflussgesellschaft - kein Gefangener der Arbeit, der aufgrund des Missverhältnisses, das sich aus unbegrenzten menschlichen Bedürfnissen und unzureichenden Mitteln, um diese Bedürfnisse zu befriedigen, ergibt, beständig seinen (vermeintlichen) Bedürfnissen hinterherläuft (Sahlins 1972: 1).

Um zu widerlegen, dass die australischen Aborigines und die !Kung San der Kalahari Völker mit den knappsten ökonomischen Ressourcen darstellen, untersuchte Sahlins den Arbeitsaufwand und die Lebenssituation jener beiden Gesellschaften (Sahlins 197: 14). Er kam zu dem





Schluss, dass das Überleben eben nicht nur mit dem größtmöglichen Arbeitsaufwand gesichert werden konnte, sondern dass das Gegenteil der Fall war: Jäger und Sammler arbeiten weniger für den täglichen Lebensunterhalt als Menschen mit anderen Subsistenzformen, Erwachsene !Kung San verbringen in etwa 17 Stunden pro Woche und Person mit der Nahrungsbeschaffung, ca. 6 Stunden pro Woche und Person mit dem Anfertigen von Werkzeugen und 19 Stunden pro Woche und Person mit "Haus"arbeit (Ember/ Ember/Peregrine 2007: 286). Daraus ergibt sich durchschnittlich eine tägliche Arbeitszeit von 6 Stunden, die auch sämtliche Tätigkeiten zur Versorgung der Kinder und der Instandhaltung des Lagers beinhaltet. Dies ist deutlich weniger Arbeitszeit als z.B. Menschen in Ackerbaugesellschaften für die Produktion von Nahrung und die Versorgung des Hofes benötigen würden.

Warum sind nun aber Jäger und Sammler mit so wenigen materiellen Gütern zufrieden und streben nicht nach mehr, wie es von unbegrenzten Bedürfnissen getriebene Menschen tun sollten? Wie Sahlins (1972: 11ff) hervorhebt, ist Mobilität ein ganz entscheidender Faktor: Jäger und Sammler sind auf ihre Mobilität angewiesen und eine Vielzahl an materiellen Gütern würde diese drastisch einschränken und das tägliche Leben deutlich erschweren. Einfach gesagt kann ein Jäger und Sammler nur so viel an Gütern an-

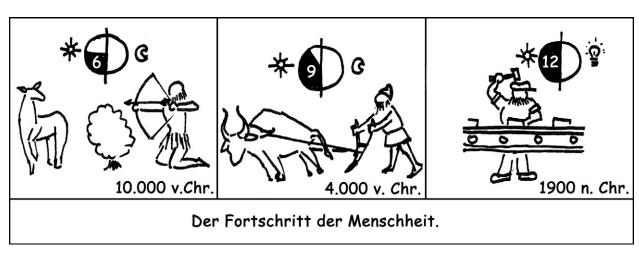
häufen, wie er bequem tragen kann. Da viele Gerätschaften des täglichen Gebrauchs jederzeit und mit wenig Zeitaufwand aus den überall im Lebensraum zur Verfügung stehenden Materialien hergestellt werden können, ist es vielfach sogar wirtschaftlicher, sie beim Wechsel des Lagerplatzes einfach zurückzulassen und bei Bedarf einfach wieder neu herzustellen. Unter solchen Umständen kann sich auch kein "Gefühl" von Eigentum entwickeln. Illustriert wird dieses Faktum durch die Beobachtung, dass Jäger und Sammler oft von Forschern als "Gastgeschenk" mitgebrachte Gegenstände nach kurzer Zeit schlicht "wegwerfen", wenn sich herausstellt, dass sie keinen Nutzen haben und weil sie sich nicht vorstellen können, dass sie einen gleichwertigen Gegenstand nicht jederzeit wieder aus ihrer Umwelt entnehmen können.

Die Ökonomie der Jäger und Sammler ist von Unterproduktion gekennzeichnet: Es wird deutlich weniger gejagt und gesammelt als Technologie, zur Verfügung stehende Arbeitskraft und Zeit erlauben würden. Die Ressourcennutzung und der damit verbundene Arbeitsaufwand könnten durchaus ausgedehnt werden. Da aber der Lebensunterhalt auch bei geringerem Arbeitsaufwand und weniger intensiver Ressourcennutzung ausreichend gedeckt werden kann und darüber hinaus ein Überschuss an Nahrung nur schwer verwertet werden könnte, besteht keine Notwendigkeit zu einer Überproduktion (Sahlins 1972: 41).

Im Vergleich zeigt sich, dass sich durch den Übergang von der Lebensweise als Jäger und Sammler zum Ackerbau die Situation der Menschen gemessen am für die Produktion des Lebensunterhaltes notwendigen Zeitaufwand pro Kopf nicht verbessern, sondern eher verschlechtern würde. Aus diesem Grund ist für Jäger und Sammler eine Änderung ihrer Gesellschaftsund Subsistenzform ohne äußeren Zwang nicht erstrebenswert. Oder wie es die !Kung San ausdrücken: "Warum sollen wir pflanzen, wenn es so viele Mongomongo-Nüsse in der Welt gibt?" (Lee 1968: 33)

Generalisierte Reziprozität und Tausch

Der Tausch spielt in Jäger und Sammler-Gesellschaften eine zentrale Rolle und liegt der egalitären Gesellschaftsstruktur zugrunde. Der gegenseitige Tausch schafft in einer kleinen face-to-face Gesellschaft, wie Jäger und Sammler-Gruppen es sind, jeden Tag Verpflichtungen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt garantieren. Gejagte Tiere und gesammelte Nahrungsmittel werden im Lager sofort aufgeteilt. Dies garantiert, dass jedes Gruppenmitglied unabhängig vom individuellen Jagd- und Sammelerfolg versorgt ist. Eine missglückte Jagd bedeutet also nicht, auf Nahrung verzichten zu müssen. Da aufgrund fehlender





Lagermöglichkeiten Nahrung ohnehin nicht akkumuliert und über längere Zeiträume aufbewahrt werden kann und somit der Einzelne nicht für die Zukunft vorsorgen kann, wird durch das rasche Aufteilen aller Ressourcen im Lager das Verderben von Nahrung verhindert. Diese direkte und generalisierte Reziprozität schützt den Lebensstandard der gesamten Gruppe und macht das Herausbilden von Statuspositionen aufgrund eines ungleichen Zugangs zu Ressourcen unmöglich (Woodburn 1982: 431ff). Darüber hinaus trägt die hohe Gruppenfluktuation dazu bei, dass keine sozialen Hierarchien entstehen können. Individuen, die dem Prinzip der Reziprozität nicht entsprechen wollen, werden durch die hohe Mobilität der Gruppe und der Möglichkeit zur Selbstversorgung aufgrund der nicht spezialisierten Arbeitsteilung an jeglicher Form der Machtergreifung gehindert: Die restliche Gruppe zieht bei Meinungsverschiedenheiten einfach weg, was für die Übriggebliebenen einen Nachteil in der täglichen Nahrungsbeschaffung zur Folge hat.

Diese Art des Tausches nennt die Kulturanthropologie "Generalisierte Reziprozität". Sie wird so definiert, dass auf eine erbrachte Leistung keine Gegenleistung folgen muss oder erwartet wird. Die Reziprozität verläuft also in eine Richtung und kann auch unerwidert bleiben. Dies trifft auf das Teilen von Ressourcen in Jäger und Sammler-Gesellschaften im

Wesentlichen zu, da auch Personen versorgt werden, die sich nicht an den Jagd- und Sammelaktivitäten beteiligen (können). Obwohl in der alltäglichen Praxis einer Jäger und Sammler-Gruppe Reziprozität in Form einer Aufteilung von Ressourcen durchaus nicht nur in eine Richtung verläuft, wird eine Person nicht aufgrund nicht erbrachter Gegenleistungen vom Ressourcenaustausch ausgeschlossen. Sehr wohl aber werden Trittbrettfahrer mit sozialer Ächtung gestraft (vgl. Service 1966: 15f).

Reziprozität und Tausch haben neben einer optimalen Nahrungsversorgung der Gruppe eine integrative Funktion: Über die Tauschbeziehungen werden mehrere Kernfamilien zumindest temporär zu einer Lokalgruppe zusammengeschlossen. Die einzelnen Kernfamilien könnten sich theoretisch selbst versorgen und jederzeit wegziehen, die direkte Tauschbeziehung mit den anderen Kernfamilien in der Lokalgruppe stellt jedoch eine Absicherung und eine Steigerung des Lebensstandards für die gesamte Gruppe dar.

Die egalitäre Gesellschaftsstruktur und die Abwesenheit von Privateigentum und -besitz spiegelt sich in der gering ausgeprägten Territorialität von Jägern und Sammlern wider. Da Land an sich keinen Wert hat, gibt es keine individualisierten Landrechte. Es sind die auf dem Land befindlichen natürlichen Ressourcen, die für die Gruppe von

Bedeutung sind. Da diese Ressourcen aber stark fluktuieren und die Gruppe das Lager häufig verlegt, hat der Besitz eines bestimmten Stück Landes keinen besonderen Wert. Der interkulturelle Vergleich von Jäger und Sammler-Gesellschaften zeigt, dass dort wo Ressourcen in Menge und Lage unvorhersehbar sind, Territorialität sehr gering ausgeprägt ist. Dort wo jedoch die Lage der benötigten Ressourcen zuverlässig voraussehbar ist, wird das Lager weniger oft verlegt und die Territorialität der Gruppe nimmt zu (Ember/ Ember/Peregrine 2007: 302).

Ein ähnlicher Zusammenhang besteht zwischen der Vorhersehbarkeit der Ressourcenverfügbarkeit und der Betonung des Teilens: Wenn die Ressourcenverfügbarkeit gut und zuverlässig vorhersehbar ist, wird das Prinzip des Teilens weniger stark betont als an Orten oder in Situationen, in denen die Verfügbarkeit von Ressourcen unsicher und nicht zuverlässig prognostizierbar ist (Ember/Ember/Peregrine 2007: 312).

,Komplexe' Jäger und Sammler

Eine Reihe von Jäger und Sammler-Gesellschaften scheinen in mehreren Aspekten nicht in das oben entworfene Idealbild einer nomadischen Jäger und Sammler-Gruppe zu passen: Neben einer stark ausgeprägten Territorialität weisen diese eine für Jäger und Sammler sehr hohe Bevölkerungszahl und -dichte auf,







verlegen das Lager der Lokalgruppe nur saisonal und sind sozial stratifiziert (vgl. Testart 1982: 523). Darüber hinaus verfügen diese Gruppen über die Möglichkeit, Nahrungsmittel zu lagern und weisen eine für die von Sahlins beschriebene ursprüngliche Überflussgesellschaft atypische Überproduktion auf.

Dies alles sind Attribute, die sonst in der kulturanthropologischen Literatur erst Ackerbaugesellschaften zugeschrieben werden und als mit der Lebensweise von Jägern und Sammlern unvereinbar erscheinen. Wenn man nun davon ausgeht, dass Jäger und Sammler-Gruppen in den unterschiedlichsten Lebensräumen dieser Erde aufgrund ihrer Subsistenzweise bestimmte Merkmale gemeinsam haben, warum konnten an manchen Orten Jäger und Sammler-Gruppen entstehen, die ganz anders organisiert sind und dennoch durch Jagen und Sammeln überleben können?

Während die Entstehung des Ackerbaus häufig als entscheidende Zäsur in der soziokulturellen Evolution betrachtet wird, zeigt Alain Testart (1982) auf, dass bestimmte Entwicklungen (z.B. der Prozess einer zunehmenden gesellschaftlichen Stratifizierung) nicht erst beim Übergang zum Ackerbau einsetzen, sondern auch bei einigen Jäger und Sammler-Gesellschaften beobachtet werden können. Von zentraler Bedeutung ist dabei das jeweilige ökonomische System einer Gruppe: Während die von Testart untersuchten Gruppen zwar alle eine auf Jagen und Sammeln basierende Ökonomie aufweisen, so unterscheiden sie sich doch darin, dass manche Gruppen Lebensmittel lagern (können) und andere nicht. Erstere weisen also ein ökonomisches System auf, in dem das Resultat von Subsistenzaktivitäten in Form von Nahrungsmitteln nicht unmittelbar, sondern verzögert an die Gruppenmitglieder weitergegeben wird, indem man Ressourcen verbraucht, die man zu einem viel früheren Zeitpunkt erwirtschaftet hat. Der Unterschied zwischen diesen Jäger und Sammler-Gruppen und einer auf extensiver Landwirtschaft basierenden Ackerbaugesellschaft ist geringer als zu anderen Jäger und Sammler-Gruppen, die nicht die Möglichkeit zur Ressourcenlagerung haben.

Wie kommt es nun dazu, dass manche Jäger und Sammler-Gruppen Nahrungsmittel in großem Rahmen sammeln und lagern und andere nicht? Alain Testart (1982: 523) macht die Kombination von vier Faktoren für die Möglichkeit von Ressourcenlagerung bei Jägern und Sammlern verantwortlich: Als ökologische Voraussetzungen müssen die Reichhaltigkeit von (Schlüssel)ressourcen und die Saisonabhängigkeit einer oder mehrerer Ressource(n) gegeben sein. Hinzu kommen als technische Bedingungen eine effiziente Sammel- und Jagdstrategie und eine erfolgreiche Technik zur Lagerung von Lebensmitteln. Ein gutes Beispiel hierfür sind saisonale Züge von Jagdtieren oder Fischen, deren Fleisch dann konserviert und über längere Zeit aufbewahrt werden kann.

Ist eine wichtige Ressource nur saisonal vorhanden, so stellt die Lagerung von Nahrungsmitteln eine Notwendigkeit dar, um jenen Zeitraum zu überstehen, in der diese Ressource knapp ist. Große Nahrungsmittellager sind allerdings mit einem hohen Mobilitätsgrad nicht kompatibel. Saisonale Variationen in der Ressourcenbasis führen häufig zu einer Einschränkung der Mobilität und sind mit Semi-Sesshaftigkeit und saisonalen Wanderungen verbunden: Sesshaftigkeit und die Lagerung von Nahrungsmitteln setzen sich in großem Ausmaß gegenseitig voraus, wenn Ressourcen stark saisonabhängig sind (Testart 1982: 524). Diese Kombination von Sesshaftigkeit und Lagerung von Nahrungsmitteln erklärt auch die für eine Jäger und Sammler-Ökonomie ungewöhnlich hohe Bevölkerungsdichte, die manche Gruppen aufweisen, da die Lokalgruppe in der Lage

ist, sehr viel mehr Menschen (unter Umständen auf einem kleineren Gebiet) zu ernähren als nomadische Jäger und Sammler ohne Lagerungsmöglichkeit.

Ein gewisser Grad an Sesshaftigkeit erlaubt es überdies materielle Güter anzusammeln. Große Statusunterschiede, die auch auf dem Besitz materieller Güter basieren, können nur dann entstehen, wenn die Gruppe (zumindest saisonal) sesshaft ist.

Ein weiterer Faktor ist die Redistribution von Nahrungsmitteln. Wenn es keine Möglichkeit zur Lagerung von Nahrungsmitteln gibt, so muss die Nahrung sofort aufgeteilt und verbraucht werden, wie der Mechanismus der generalisierten Reziprozität bei nomadischen Jäger und Sammler-Gruppen zeigt. Ist aber die Möglichkeit zur Lagerung von Nahrungsmitteln vorhanden, so kann sich der jeweilige Produzent seine Nahrungsmittel zu eigen machen. Materielle Güter können nur dann eine Differenzierung zwischen arm und reich erzeugen, wenn sie im Gegensatz zum Prinzip der generalisierten Reziprozität nicht von der ganzen Gruppe gemeinsam besessen werden (Testart 1982: 525f). Die Lagerung von Nahrungsmitteln ist häufig verbunden mit der Entwicklung von Privatbesitz. Darüber hinaus bedeutet Sesshaftigkeit auch eine privilegierte Nutzung des Territoriums, in dem sich die Gruppe niedergelassen hat. Da unterschiedliche Territorien einen unterschiedlichen Ressourcenreichtum aufweisen können, entstehen unter Umständen Unterschiede im Reichtum von einzelnen Gruppen. Der relevante Faktor für die Entstehung ausgeprägter sozioökonomischer Ungleichheiten ist daher nicht in erster Linie die An- oder Abwesenheit von Ackerbau, sondern die An- oder Abwesenheit einer Ökonomie mit Nahrungsmittellagerung und regulierenden Redistributionsmechanismen anstelle einer direkten generalisierten Reziprozität (vgl. Fried 1960: 719).





Die neolithische Revolution und das Ende der ursprünglichen Überflussgesellschaft

Während der Mensch als Spezies den größten Teil seiner Vergangenheit in Jäger und Sammler-Gruppen verbracht hat, begann vor rund 10.000 Jahren die Kultivierung und Domestikation von Pflanzen und Tieren. Mit dem Ackerbau kontrollierte man natürliche Prozesse und griff in diese gezielt ein um sie zu steuern und sich zunutze zu machen. Ackerbaugesellschaften haben im Gegensatz zu Jäger und Sammler-Gruppen eine weitaus höhere Bevölkerungsdichte, weisen eine höhere (infrastrukturelle aber auch politische) Zentralisierung auf und entwickelten eine stark spezialisierte Arbeitsteilung sowie soziale Hierarchien. Der Übergang von der Lebensweise als Jäger und Sammler zum Bestellen von Land ist nicht nur vorteilhaft: Männer arbeiten in Gesellschaften, die auf intensiver Landwirtschaft basierenden rund 9 Stunden am Tag, Frauen rund 11 Stunden inklusive Hausarbeit, und das sieben Tage die Woche. Das Ausmaß an Arbeit, das investiert werden muss, um die Gesellschaft und die Subsistenz aufrechterhalten zu können, ist also deutlich höher als jenes in Jäger und Sammler-Gesellschaften (Ember/Ember/Peregrine 2007: 290f).

Warum wurde also vor rund 10.000 Jahren das Jagen und Sammeln vom Ackerbau als dominieren-

de Subsistenzweise abgelöst? Diese Frage ist insbesondere deswegen interessant, da zumindest bei rezenten Jägern und Sammlern das Wissen um den Zusammenhang zwischen Aussaat und Ernte vorhanden ist und zum Teil auch genutzt wird; nur eben nicht um Ackerbau zu betreiben. So legen einige Gruppen kleine Felder im Wald an, um Wildtiere anzulocken die eine begehrte Jagdbeute darstellen. Darüber hinaus gibt es neben primären Jägern und Sammlern (die nie Ackerbau betrieben haben) auch sekundäre Jäger und Sammler, die von einer kultivierenden Lebensweise wieder zum Jagen und Sammeln übergegangen sind. Man kann also kaum argumentieren, dass der Homo sapiens aufgrund von Unwissenheit bis zum Neolithikum als Jäger und Sammler lebte. Der Umstand, dass die sogenannte "neolithische Revolution" – wie archäologische Evidenzen belegen – an mehreren Orten unabhängig voneinander stattfand, verdeutlicht, dass dieser Prozess nicht das Resultat eines individuellen "Geistesblitzes" war, sondern viel wahrscheinlicher die Folge von veränderten Umweltbedingungen.

Im Paläolithikum wurden Herden von großen Wildtieren gejagt und die Gruppe folgte dabei den Wanderungen der Tiere. Vor ca. 14.000 Jahren begann die Jagd von Großwild abzunehmen und es wurde zunehmend ein breites Spektrum an eher stationären Ressourcen (wie z.B. Kleintiere und Fische) genutzt (vgl. Ember/Ember/Peregrine 2007: 159). Dies ist zum Teil auf klimatische Veränderungen zurückzuführen – unter anderem auf einen ansteigenden Meeresspiegel und zunehmende Wüstenbildung -, die einen Rückgang der Großwildpopulation zur Folge hatten. Die niedrige Reproduktionsrate und Überjagung der Population verstärkte vermutlich das Aussterben des Großwilds und die Präferenz für stationäre lokale Ressourcen. Mit dem Rückgang des Großwilds mussten sich die Menschen eine neue Nahrungsgrundlage suchen und sie taten dies, indem sie ein breiteres Spektrum an Ressourcen nutzten (Ember/Ember/ Peregrine 2007: 163).

Bevölkerungswachstum gegen Ende des Paläolithikums könnte einen verstärkenden Faktor dargestellt haben. Während eine steigende Bevölkerungsdichte und ein steigender Bevölkerungsdruck im Paläolithikum durch Migration in unbesiedelte Gebiete ausgeglichen wurde, scheinen die bereits erwähnten klimatischen Bedingungen gegen Ende des Paläolithikums (vor allem die zunehmende Wüstenbildung) diese Migrationsbewegungen erschwert zu haben (vgl. Cohen 1977). Gleichzeitig führten die bereits erwähnten klimatischen Veränderungen dazu, dass sich Jahreszeiten stärker ausprägten: Während die Sommer immer heißer und trockener wurden, sanken die Temperaturen im Winter stärker als zuvor. Dies hatte zur Folge, dass











sich wilde Getreidearten unter diesen für sie sehr günstigen Bedingungen immer stärker verbreiteten (Ember/Ember/Peregrine 2007: 174). Aufgrund dieser veränderten Umweltbedingungen wurde es nun für Jäger und Sammler-Gruppen an manchen Orten sinnvoll, von einer nomadischen und nicht kultivierenden Lebensweise zum Ackerbau überzugehen.

Manche Gruppen konnten bis heute als Jäger und Sammler überleben, auch wenn sie häufig von Ackerbaugesellschaften in weniger wirtliche (und daher für die Kultivierung von Pflanzen nicht geeignete) Gebiete abgedrängt wurden. Diese rezenten Jäger und Sammler-Gesellschaften sind in Nationalstaaten eingebunden und daher von völlig anderen Gesellschaftsstrukturen umgeben. Dies bringt Probleme wie Dispute um Land- und Jagdrechtsfragen oder auch eine zunehmende Dezimierung der Ressourcenbasis und des Territoriums (z.B. aufgrund von legalen und illegalen Holzschlägerungen, Umweltverschmutzung und erzwungenen Umsiedelungen) mit sich. Aufgrund dieser widrigen Umstände nimmt die Zahl rezenter Jäger und Sammler-Gesellschaften stetig ab und die noch vor rund 15.000 Jahren dominierende ursprüngliche Überflussgesellschaft ist heute ein Ausnahmephänomen.

LITERATUR

- M. N. COHEN, The Food Crisis in Prehistory: Overpopulation and the Origins of Agriculture. New Haven/CT 1977.
- C. R. EMBER/M. EMBER/P. PEREGRINE, Anthropology, Twelfth Edition, Pearson Prentice Hall, Upper Saddle River. New Jersey 2007.
- M. H. FRIED, On the Evolution of Social Stratification and the State, The Bobbs-Merrill reprint series in the Social Sciences, reprinted from: Diamond, S. [Ed.] (1960): "Culture in History". Columbia University Press 1960, 713-731.
- M. HARRIS, Kannibalen und Könige. Die Wachstumsgrenzen der Hochkulturen. Stuttgart 1990.
- R. B. LEE, What Hunters do for a living, or, how to make out on scarce resources, in: R. B. Lee/I. DeVore (Hg.): Man the Hunter. Chicago 1968, 30-48.
- M. D. SAHLINS, Stone Age Economics. Chicago 1972.
- E. R. SERVICE, Primitive Social Organization. An Evolutionary Perspective. New York ²1962.
- $E.R.\ SERVICE, The\ Hunters,\ Foundations\ of\ Anthropology\ Series.\ Englewood\ Cliffs\ 1966.$
- A. TESTART, The Significance of Food Storage among Hunter-Gatherers: Residence Patterns, Population Densities, and Social Inequalities, in: Current Anthropology 23/5 (1982), 523-530.
- J. WOODBURN, Egalitarian Societies, in: Man 17/3 (September 1982), 431-451.

Dunbar's Zahl

Die Beschäftigung mit der politischen und sozialen Integration menschlicher Gesellschaften hat die Frage aufgeworfen, ob es so etwas wie absolute Grenzen für bestimmt Formen des Zusammenlebens geben kann. Der britische Anthropologe Robin Dunbar hat dazu eine Untersuchung vorgelegt (Dunbar, R.I.M., Coevolution of neocortical size, group size and language in humans, Behavioral and Brain Sciences 16 (4) 1993, 681-735), in der er Erkenntnisse aus der Erforschung des Menschlichen Gehirns mit sozialanthropologischen Beobachtungen kombinierte. Dabei stellte sich heraus, dass dauerhafte menschliche Gruppen grob in drei Größenkategorien zerfallen: 30-50, 100-200 und 500-2500 Individuen. Tatsächlich entsprechen diese Gruppengrößen erstaunlich genau den durchschnittlichen Größen der autonomen Einheiten in den drei Tupen nichtstaatlicher Gesellschaften: bands von Jägern und Sammlern, autonomen Dörfern und kleinen bis mittleren Häuptlingtümern. Ähnliche Gruppengrößen und "Teilungszahlen" finden sich in zahlreichen sozialen Organisationen wie z.B. militärischen Einheiten. 150 Personen scheint dabei die maximale Größe zu sein (auch wenn bisweilen Zahlen bis zu 250 Personen angegeben werden), deren Zusammenhalt eine örtlich eng zusammenlebende Gruppe, die unter schwierigen Umständen in hohem Maße auf Kooperation und gegenseitige Unterstützung angewiesen ist durch reinen persönlichen Kontakt dauerhaft aufrechterhalten kann. Dies ist dann auch tatsächlich die Größe autonomer Dörfer, die ja genau unter solchen Bedingungen leben. Dunbar merkte an, dass Gruppen, die unter weniger Stress stehen, deutlich kleiner wären, womit die durchschnittliche Größe von Sammler- und Jägergruppen irgendwo in der Gegend von 50 Individuen erklärt wäre. Umgekehrt leitet er ab, dass größere Menschengruppen nur dann dauerhaft kooperieren können, wenn irgendeine Art von organisierter sozialer Kommunikation und eine Hierarchie eingeführt wird. Wenn Dunbar Recht hat, sind die absoluten Größen der verschiedenen Typen menschlicher Gemeinschaften, die Services Schema beschreibt, tatsächlich festgeschrieben und in der Struktur des menschlichen Gehirns zugrundegelegt.







Bei tribalen Gesellschaften ...

Tribale Gesellschaften unterscheiden sich in Bevölkerungsgröße und -dichte, Subsistenzform, politischer Integration, Produktionsintensität und sozialer Stratifizierung bereits deutlich von Jäger und Sammler-Gesellschaften. Der Begriff "tribal", kommt über das englische tribe von lateinisch tribus, was ebenso wie das englische Wort im Deutschen üblicherweise mit "Stamm" wiedergegeben wird. Von "Stammesgesellschaften" zu sprechen, ist aber in der wissenschaftlichen Literatur nicht üblich.



Subsistenz und Arbeitsteilung

Tribale Gesellschaften betreiben meist extensiven Ackerbau, wie z.B. Wanderfeldbau. Bei dieser Art von Subsistenzwirtschaft liegen Felder nach einem Zeitraum intensiver Nutzung brach, um eine Verringerung der Bodenfruchtbarkeit zu verhindern. Sinkt der Ernteertrag im gesamten Anbaugebiet zu stark, zieht die Gruppe weiter und legt durch Brandrodung neue Felder an, die abwechselnd bewirtschaftet werden. Die Gruppe ist an einem Ort sesshaft solange dort Felder bestellt werden. Durch dieses höhere Maß an Sesshaftigkeit – im Vergleich zu nomadisierenden Sammlern und Jägern - kann ein größeres Bevölkerungswachstum und eine höhere Bevölkerungsdichte getragen werden. Die Lokalgruppe (z.B. ein einzelnes Dorf) ist bei tribalen Gesellschaften daher größer als in Jäger und Sammler-Gesellschaften. Die Sesshaftigkeit aufgrund des Ackerbaus bringt auch mit sich, dass Nahrungsmittel nicht mehr wie bei Jäger und Sammler-Gesellschaften aufgrund mangelnder Lagermöglichkeiten sofort verteilt werden müssen, sondern z.B. in Getreidespeichern länger aufbewahrt werden können. Die Früchte der (Feld)arbeit können erst nach einiger Zeit geerntet werden und der individuelle Arbeitseinsatz wird nicht sofort entlohnt. Diese zeitliche Verzögerung zwischen Arbeitseinsatz und dem Erhalt des Ertrags dieser Arbeit sowie die Lagerung von Ressourcen über längere Zeiträume erfordert neben dem Prinzip der generellen Reziprozität einen Redistributionsmechanismus, der häufig die Form eines zeremoniellen Tauschs annimmt. Jede Familie ist in die landwirtschaftliche Produktion eingebunden und die Arbeitsteilung ist in Form von einigen wenigen spezialisierten Handwerkern nur sehr gering ausgeprägt. Während Jäger und Sammler-Gesellschaften durch Unterproduktion gekennzeichnet sind, wird in tribalen Gesellschaften, deren Subsistenz auf extensivem Ackerbau beruht, ein Überschuss produziert.

Einige tribale Gesellschaften bestehen auch aus Gruppen semi-nomadischer Viehhirten (Pastoralisten), deren Herden gewissermaßen ein ambulantes Nahrungs- und Ressourcenlager darstellen. Meist sind sie aber zumindest teilweise vom Tauschhandel (oder Raub bzw. Tributerpressung) von Ackerbaugesellschaften abhängig.



Demographie und Verwandtschaftsorganisation

Tribale Gesellschaften stellen eine soziale Organisationsform dar, die durch eine informelle politische Integration von lokalen Gruppen geprägt ist. Autonom agierende lokale Gruppen (z.B. Dörfer oder im Fall von Pastoralisten die Wandergruppe in der Größenordnung von 100-200 Personen) werden über ein unilineares Verwandtschaftssystem zu einer größeren sozialen Einheit zusammengeschlossen. Diese tribale Organisationsform stellt kein Gesellschaftssystem im Sinne einer dauerhaft als Einheit agierenden Gruppe dar, sondern der Zusammenschluss der eigentlich autonomen lokalen Gruppen erfolgt lediglich, wenn die Notwendigkeit dazu gegeben ist. Dies kann unter anderem dann der Fall sein, wenn eine äußere Bedrohung durch andere Gruppen besteht und eine größere politische und auch militärische Einheit notwendig ist, um auf diese Bedrohung reagieren zu können (vgl. Ember/Ember/Peregrine 2007: 422). Verschwindet diese äußere Bedrohung wieder, so ist auch der Bedarf an einem größeren gesellschaftlichen Zusammenschluss nicht länger gegeben und die einzelnen Lokalgruppen agieren politisch und ökonomisch wieder autonom. Aufgrund dieser Instabilität der tribalen Organisationsform wird eine dauerhafte politische Zentralisierung verhindert. Die politische Integration in ein soziales Gefüge, das über die Grenzen einzelner Dörfer (die schlicht durch das örtliche Zusammenwohnen, also "Nachbarschaft" verbunden sind) hinausgeht, erfolgt nur vorübergehend und es gibt keine formalen politischen Ämter. Die multilokale und temporäre politische Integration über Verwandtschaft unterscheidet die soziale Organisation tribaler Gesellschaften von jener der Jäger und Sammler-Gesellschaften. Dennoch kann mittels einer tribalen Organisationsform eine relativ große Anzahl an Personen temporär zu einer Gruppe zusammengeschlossen werden, wodurch in Konfliktsituationen gegenüber anderen Gruppen rasch eine zahlenmäßige Überlegenheit zustande kommen kann (vgl. Ember/Ember/Peregrine 2007: 422). Bestes Beispiel dafür sind wiederum nomadische Tribalgesellschaften, die historisch immer wieder gewaltige Kriegerzahlen mobilisieren konnten, um sogar mit weit volkreicheren staatlichen Zivilisationen zu konkurrieren. Ihre rasche Desintegration nach dem Verschwinden eines erfolgreichen, politischen Führers oder Feldherren oder nach Erreichen der gewünschten Ziele sollte in Kenntnis der Strukturen nicht länger verwundern.



Politische Integration und soziale Stratifizierung

Tribale Gesellschaften sind wie Jäger und Sammler-Gesellschaften sehr egalitär organisiert. Zugang zu Ressourcen und sozialem Prestige ist nicht auf bestimmte Personengruppen beschränkt und politische Machtpositionen können sich aufgrund der instabilen politischen Integration und der Abwesenheit von sozialen Hierarchien nur schwer herausbilden. Während es in tribalen Gesellschaften keine formellen und institutionalisierten Machtpositionen gibt, spielt soziales Prestige dennoch eine große Rolle. Die Möglichkeit, dieses soziale Prestige und die Position eines





"Großen Mannes" (Big Man) zu erlangen, ist an die individuellen Fähigkeiten einer Person geknüpft, nicht an ihre Herkunft oder ihren Reichtum. Die "Großen Männer" müssen sich ihre Position durch Mehrarbeit, Großzügigkeit und persönliche Überzeugungskraft verdienen. Ein "Großer Mann" ist nur dann ein solcher, wenn er von anderen aufgrund seiner individuellen Fähigkeiten diese Statusposition zugesprochen bekommt. Er muss sich stets Herausforderern stellen und sich bewähren (vgl. Service 1977: 82f). Status ist in tribalen Gesellschaften daher keineswegs dauerhaft und in hierarchischen Gesellschaftsstrukturen festgeschrieben, sondern vielmehr ein persönliches Attribut, das erarbeitet und verteidigt werden muss. Führungspersönlichkeiten treten nur vorübergehend als "primi inter pares" in Erscheinung.

Flüchtige Nomaden

Pastoralnomadismus ist, wie man heute allgemein annimmt, eine sekundäre Anpassung, welche vorher sesshafte Ackerbauern und Viehzüchter unternahmen, die an die Ränder der fruchtbaren Räume gedrängt wurden. Je karger und trockener der Lebensraum wurde, in dem sie überleben mussten, umso geringere Bedeutung kam dem Ackerbau und umso höhere der Viehzucht zu. Über eine denkbare Zwischenstufe saisonaler Transhumanz erfolgte der Übergang zum Vollnomadentum. Dass bei fast allen Pastoralnomaden Teile der Gesellschaft weiterhin an begünstigten Orten (Oasen, Flussoasen) Ackerbau treiben und sesshaft blieben, kann als Indiz für die geschilderte Entwicklung gelten (Kickinger 2006).

Historischen Staatenbildungen von Sesshaften scheiterten sehr oft an Nomaden, besonders Reiternomaden, die sich des Pferdes oder des Kamels bedienen. Der Nomade ist durch seine Fähigkeit, sich in die Weite des Raumes zurückzuziehen, nicht im Sinne Carneiros unter Druck zu setzen. Aufgrund der Lebensweise und Subsistenzstruktur sind Nomadengesellschaften Sesshaften auch dann militärisch überlegen, wenn sie keine militaristischen Häuptlingtümer herausbilden. Sie haben ein viel höheres Mobilisierungspotenzial (da mehr oder weniger jeder erwachsene Mann – und so manche Frau – ein voll ausgerüsteter und durch die Jagd geübter Krieger ist). Was für Sesshafte an einem Feldzug die logistische Herausforderung ist (große Menschenmengen zu konzentrieren, zu bewegen und zu versorgen), ist für sie der Alltag. Selbst bei ungleich geringerer Bevölkerungsdichte können Reiternomaden den Heeren sesshafter agrarischer Reiche daher erfolgreich Paroli bieten und aufgrund ihrer höheren Beweglichkeit meist die Initiative an sich reißen (Chase 2003: 8-23).

Dementsprechend wirkt der Mechanismus der Bildung sekundärer Häuptlingtümer durch Krieg nicht bei Nomadenkulturen, die strukturell meist auf der tribalen Stufe verbleiben und innerhalb ihrer eigenen Gesellschaft immer eine segmentäre Stammesstruktur beibehalten. Nomaden leben aber oft in ökonomisch-politischen Verbänden mit Sesshaften (wie etwa die arabischen Beduinen mit Oasenbauern) oder errichten durch ihre militärische Stärke oder die Kontrolle von Handelsrouten Tributherrschaften über sesshafte Bevölkerungen (wie es wechselnde türkische oder monoglische Nomadenkonföderationen in China taten). Dadurch kann der Mechanismus der "gezinkten" Umverteilungsnetzwerke bei ihnen greifen. Jene Führer von Nomadengruppen, die direkten Zugang zu begehrten Gütern der Sesshaften erhalten, sind in der Lage, durch freigiebige Umverteilung große Konföderationen zu errichten, deren geballte militärische Stärke wiederum dazu verwendet werden kann, jenen Druck auf Sesshafte aufzubauen, der wiederum Tributleistungen einbringt. Solche Föderationen sind aber immer instabil. Versiegt der Nachschub, kollabieren regelmäßig die Nomadenkonföderationen, wie die Geschichte mehrerer chinesischer Dynastien und ihrer reiternomadischen Beschützer/Erpresser zeigt. Dem Sturz der Herrschaft der sesshaften Partner folgte meist rasch der Kollaps der Macht der nomadischen Seite.

Dabei ist es wichtig, Nomadenkonföderationen trotz ihrer relativen Größe und vor allem auf der Karte scheinbar beeindruckenden Ausdehnung, der aber eine nur sehr geringe Bevölkerung in diesen weiten Räumen gegenübersteht, nicht mit agrarischen Staaten zu verwechseln und Staats"kaperungen" durch Nomaden (wie etwa die zahlreichen nomadenstämmigen Dynastien in China oder die Türken im Orient) nicht als Staatsgründungen durch Nomaden zu verstehen (vgl. Kickinger 2006).







Tamara Neubauer

Große Männer und rauschende Feste Die soziale Struktur tribaler Gesellschaften

Verwandtschaft als politischer Integrationsmechanismus

Verwandtschaft ist in tribalen Gesellschaften der zentrale Mechanismus politischer Integration. Diese erfolgt über unilineare (meist patrilineare) Deszendenzgruppen, die ihre Abstammung auf einen gemeinsamen Ahnen zurückführen. Von diesem Ahnen, der durchaus auch eine mythologische Figur sein kann, gehen Abstammungslinien aus, die jedes lebende Mitglied der Gesellschaft mit diesem "verbinden". Es entsteht also ein auf dem Kopf stehender Stammbaum, der sich aus mehreren Segmenten zusammensetzt, die an einem Punkt miteinander verbunden sind. Diese Segmente einzelne Deszendenzgruppen - sind in Form und Struktur jeweils ähnlich. Sie stehen einander einerseits gegenüber, haben aber gleichzeitig eine Verbindung über die gemeinsame Abstammung. Manche Segmente sind über gemeinsame Ahnen in der jüngeren Vergangenheit verbunden, andere wiederum sind erst über mehrere Generationen in der Vergangenheit verwandt. Je näher sich zwei Gruppen genealogisch stehen, desto näher sind sie auch politisch bzw. militärisch miteinander verbunden. Wird ein Segment bedroht, so wird es von den genealogisch am nächsten stehenden Segmenten unterstützt. Es kann durchaus der Fall sein – ja tendenziell ist dies sogar eher der Regelfall-, dass mehrere Segmente innerhalb einer tribalen Gesellschaft miteinander in Konflikt geraten. Diese Opposition wird aber meist aufgehoben, wenn ein Gegner auftritt, der die

Konfliktparteien gleichermaßen bedroht. Letztere berufen sich in dieser Situation auf ihre gemeinsame Abstammung und treten trotz interner Konflikte gemeinsam gegen den "äußeren" – d.h. nicht über Abstammung verwandten oder eben genealogisch entfernter verwandten -Gegner auf. (Vgl. das alte arabische Sprichwort: "Ich gegen meinen Bruder, ich und mein Bruder gegen unsere Cousins, ich, mein Bruder und unsere Cousins gegen die anderen Familien, ich, mein Bruder, meine Cousins und meine Freunde gegen unsere Feinde im Dorf, all die und unser ganzes Dorf gegen das Nachbardorf.") Es entsteht also ein System segmentärer (komplementärer) Opposition. Die Abstammung von einem gemeinsamen Ahnen verbindet die einzelnen Segmente miteinander und integriert sie bei Bedarf in eine politische Einheit, welche die lokalen Gruppen übersteigt. Die Loyalität eines Segments zu anderen Segmenten ist entlang der Abstammungslinien strukturiert und ändert sich je nach Konfliktsituation und den daran beteiligten Gruppen. Der Grad der politischen Konsolidierung schrumpft oder steigt situationsbedingt. Politische Spaltungen und Zusammenschlüsse wechseln sich ab, weshalb keine zentrale politische Autorität entstehen kann. Tribale Gesellschaften stellen daher akephale (wtl. "kopflose" d.h. führerlose) Gesellschaften dar. Entscheidungsfindung erfolgt daher meist in Form von Diskussionen unter den Vertretern der gerade vereinten Segmente und zielt auf einen Konsens - nicht einen Mehrheitsentscheid - ab.

Ein höherer Grad politischer Konsolidierung bietet für die sonst autonom agierenden Segmente einer tribalen Gesellschaft in manchen Situationen Vorteile. So erfordert z.B. die ökonomische Basis einer tribalen Gesellschaft - extensive Landwirtschaft oder Pastoralismus - saisonal eine Mobilisierung von Arbeitskräften. In dieser Situation, zum Beispiel während der Ernteperioden, kooperieren Segmente miteinander, die ansonsten ökonomisch autonom agieren. Darüber hinaus kann sich die die komplementäre Opposition bei territorialer Expansion durch das große Potenzial zur Mobilisierung von Verbündeten gegenüber anderen akephalen Gesellschaften ohne segmentäre Struktur als vorteilhaft erweisen.

Wie egalitär sind tribale Gesellschaften?

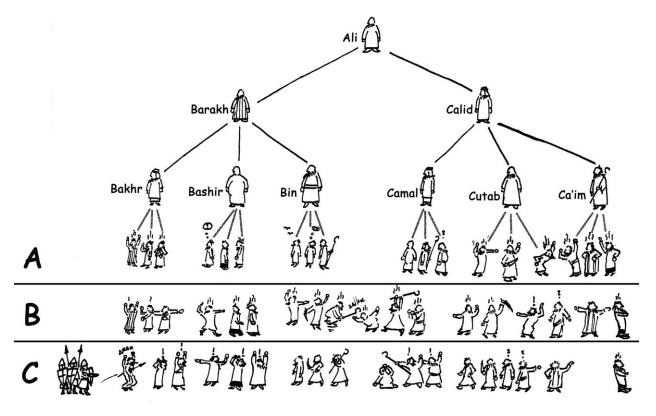
Obwohl tribale Gesellschaften aufgrund ihrer sehr flexiblen segmentären Struktur und der Abwesenheit von formalen autoritativen Ämtern im Allgemeinen relativ egalitär organisiert sind, weisen manche tribale Gesellschaften mit einem ausgeprägten Netzwerk von "Großen Männern" (wie z.B. die in der kulturanthropologischen Literatur häufig als Beispiele herangezogenen tribalen Gesellschaften in Melanesien) stark kompetitive Züge auf. Mit der Position der "Großen Männer" ist neben Kooperation auch Konkurrenz in Form eines ökonomischen "Wettrüstens" verbunden. Aus diesem Grund stellt sich die Frage, inwiefern tribale Gesellschaften als egalitäre Gesellschaften bezeichnet werden können. Ab wann wird aus einem "Großen Mann" als primus inter pares eine Führungspersönlichkeit mit autoritativem Machtanspruch?

Der Typus der egalitären Gesellschaft ist laut dem Kulturanthropologen Morton Fried dadurch gekennzeichnet, dass es – abgesehen von Einschränkungen nach Alter und Geschlecht – gleich viele pres-









Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

In der obigen Abbildung sieht man eine tupische, segmentäre Gesellschaft, Es ist dabei unerheblich, dass der Zeichner ein orientalisches Motiv gewählt hat, die Verhältnisse wären überall auf der Welt dieselben. Ali ist der – möglicherweise fiktive – Stammvater unseres Stammes. Wir nennen sie daher die Beni Ali. Innerhalb des Stammes gibt es zwei Teilstämme, die sich von den Söhnen Alis herleiten. Die Beni Barakh und die Beni Calid. Jeder dieser Teilstämme zerfällt wiederum in drei Sippen, die nach den je drei Söhnen der Stammesahnen benannt sind. Dies ist die gegenwärtige Situation, die wir auf der untersten Ebene sehen. Die Männer – da wir es mit einer patrilinearen Gesellschaft zu tun haben, wurden die Frauen der Einfachheit halber, und nicht etwa aus chawinistischen Motiven, weggelassen –, die in einer Gruppe zusammenstehen, sind jeweils Brüder. Die drei jeweils nahe beieinander stehenden Gruppen sind untereinander jeweils Cousins. Die beiden großen Segmente des Stammes sind nur mehr auf der Ebene der Großväter verwandt, also alle Großcousins. Alle Dargestellten sind erst über den Urgroßvater verwandt. In wirklichen tribalen Gesellschaften läge der Punkt in der Ahnenreihe, der alle vereint, noch weiter zurück und es wären viel mehr Personen involviert. Für unser Beispiel genügt dies aber völlia.

Nun sehen wir uns die Situation im Fall A an. Zu diesem Zeitpunkt gibt es innerhalb des Stammes der Beni Ali zwei aktuelle Konflikte. Die Beni Bakhr (links außen) streiten untereinander. Dies interessiert aber niemanden außerhalb. Die anderen Segmente ihres Teilstammes – die Beni Bashir und die Beni Bin – kümmert das überhaupt nicht. Auf der anderen Seite sind einer der Beni Cutab und einer der Beni Ca'im in Streit geraten (rechts). Sofort eilen ihnen ihre Brüder zu Hilfe und eine Fehde zwischen den beiden Sippen beginnt sich abzuzeichnen. Dies ruft nun auch die dritte Sippe des Stammes – die Beni Camal – auf den Plan. Der Konflikt wird also auf der Ebene des Teilstammes – der Beni Calid – ausgetragen. Möglicherweise verbünden sich zwei der drei Sippen gegen die letzte oder die dritte greift als Schiedsrichter ein. Vom anderen Teilstamm – den Beni Barakh – wird aber keine Einmischung erwartet.

Anders im Fall B. Kurz nach den Ereignissen in A geraten ein Mitglied der Beni Bin aus dem Teilstamm der Beni Barakh und ein Mitglied der Beni Camal aus dem Teilstamm der Beni Calid aneinander (Mitte). Diese Situation mobilisiert die beiden Teilstämme gegeneinander. Die Brüder der Angegriffenen eilen sofort zu Hilfe, die anderen Sippen des Teilstammes wissen auch gleich, wo ihre Loyalität zu liegen hat. Der noch schwelende interne Konflikt in der Sippe der Beni Bakhr wird sofort beigelegt. Auf der anderen Seite, bei den Beni Ca'im hat der frühere Konflikt indes Spuren hinterlassen. Zwar wird auch der Konflikt zwischen den Sippen eingestellt, um den Konflikt zwischen den Teilstämmen auszutragen, ein Mitglied der Beni Ca'im (rechts außen) ist aber beleidigt und beteiligt sich nicht an dem Kampf zwischen den Teilstämmen. Es kann ihn auch niemand dazu zwingen. Möglicherweise wird er aber in Zukunft selbst geschnitten werden.

Im Fall C schließlich wird der gesamte Stamm von Fremden (links) angegriffen. Es ist überhaupt keine Frage, dass in diesem Fall der $noch \ schwelende \ Konflikt \ zwischen \ den \ beiden \ Teilst\"{a}mmen \ beigelegt \ wird \ und \ alle \ Mitglieder \ des \ Stammes \ den \ Angegriffenen \ zu \ Hilfende \ Granden \ G$ eilen – außer unserem beleidigten Beni Ca'im, der aber nach dieser Aktion sicher keine Unterstützung von seinen Stammesbrüdern

Die Regel für all diese Konflikte lautet, dass sie unter Involvierung all jener ausgetragen werden, die auf derselben Abstammungsebene verbunden sind, wie die Streitparteien. Alle anderen Segmente sollen und wollen nicht involviert werden. Genauso wie bei Konflikten werden auch andere politische, rechtliche oder ökonomische Aktivitäten auf der Ebene angegangen, die das System vorsieht. Unternimmt etwa eine Sippe eine Aktion (z.B. ein Bauvorhaben), das ihre Möalichkeiten übersteigt, werden zuerst die Sippen desselben Teilstammes um Hilfe gebeten. Erst wenn deren Ressourcen ebenfalls nicht ausreichen, wird der andere Teilstamm – als ganzes – aktiviert.





tigeträchtige Positionen wie Anwärter darauf gibt (Fried 1960: 715). Potenziell hat jeder die Chance, die Position eines "Großen Mannes" zu erreichen, wenn er sich durch persönliche Qualifikationen hervorhebt und bewährt. So hat Roy Rappaport während seiner Feldforschung bei den Tsembaga (Neuguinea) beobachtet, dass die im lokalen Dialekt als "wichtige" oder "große" Männer bezeichneten Personen nicht häufiger an Entscheidungsprozessen beteiligt waren, weil sie eben große wichtige Männer waren, sondern vielmehr als große wichtige Männer betrachtet wurden, weil sie sich häufig kompetent in Entscheidungsprozessen einbrachten (Rappaport 1968: 29). Der "Große Mann" muss sich seine Position mit viel Arbeit und individueller Begabung über viele Jahre verdienen und kann sich auch nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Die Betonung der individuellen Begabung führt unter anderem dazu, dass es für unterschiedliche Bereiche auch unterschiedliche Spezialisten gibt, die von der Dorfgemeinschaft jeweils konsultiert werden. Ein dauerhafter politischer Machtanspruch lässt sich daher aus der Position des "Großen Mannes" schwer ableiten.

Doch selbst wenn die "Großen Männer" in der Regel als primi inter pares betrachtet werden, weist diese Position auf einen wesentlich deutlicher ausgeprägten sozialen und ökonomischen Wettbewerb hin als bei Jäger und Sammler-Gesellschaften. Während egalitäre Gesellschaften (hauptsächlich Jäger und Sammler-Gesellschaften) nicht kompetitive Gesellschaften sind, die ökonomisch auf dem Prinzip der generellen Reziprozität beruhen, spielt das Verwalten und Umverteilen von ökonomischen Ressourcen in tribalen Gesellschaften mit "Großen Männern" eine zentrale Rolle. Dabei können Unterschiede in sozialem Prestige durchaus auch mit ökonomischen Unterschieden verbunden werden, auch wenn sich ein "Großer Mann" in der Regel in seiner Rol-

le als Umverteiler durch Großzügigkeit auszeichnen muss und sich nur schwer auf Kosten seiner Anhänger bereichern kann. Während der Großteil tribaler Gesellschaften der Definition einer egalitären Gesellschaft laut Morton Fried entspricht, weisen sie doch bereits Tendenzen zur Ausprägung von sozialen Rangunterschieden auf. Die tatsächliche Kontrolle eines "Großen Mannes" über materielle Güter und Arbeitskraft variiert in gleichem Maß wie die Anzahl der "Großen Männer" in einer Gesellschaft. In der Regel gilt: Je weniger "Große Männer" es in einer Gruppe gibt, desto wichtiger ist deren Position und desto größer deren Möglichkeit ökonomische Vorteile zu erlangen.

Gibt es auch "Große Frauen"?

In manchen tribalen Gesellschaften gibt es neben "Großen Männern" auch "Große Frauen". Diese haben aber häufig aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung andere Aufgaben als Männer und wetteifern mit anderen Frauen um diese Prestigeposition, nicht aber mit Männern. Allerdings gibt es auf den südöstlichen Inseln Neuguineas, z.B. auf Vanatinai, tribale Gesellschaften, die über matrilineare Deszendenz organisiert sind. In diesen Gruppen treten sowohl Männer als auch Frauen in denselben Aufgabenbereichen gegeneinander an.

Vgl. Ember/Ember/Peregrine 2007: 429

Reziprozität und Redistribution in gering stratifizierten Gesell-

Menschen wurden bis zur Entstehung des Ackerbaus im Neolithikum nicht von Häuptlingen oder anderen politischen Führungsstrukturen dominiert. Dieser egalitäre Zustand kann einerseits durch kleine Bevölkerungseinheiten von bis zu maximal 150 Personen pro Dorfgemeinschaft erklärt werden. In dieser *face-to-face* Gesellschaft schuf der gegenseitige Tausch Verpflich-

tungen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt garantierten. So ist generelle Reziprozität zwischen Individuen bei Jäger und Sammler-Gesellschaften ein Mechanismus, um den schwankenden persönlichen Jagderfolg auszugleichen und so das Überleben der gesamten Gruppe zu sichern. Auch für Ackerbaugesellschaften ist Reziprozität zwischen Individuen sowie zwischen einzelnen Dörfern ein lebenswichtiger Mechanismus, um zum Beispiel lokale Ernteausfälle ausgleichen zu können. Bei Gesellschaften, deren Produktionsmodus eine Lagerung von Nahrungsmitteln und somit ein gewisses Maß an Überproduktion erlaubt, ist neben genereller Reziprozität Redistribution ein wichtiges Element des Austausches.

Die zentralisierte Akkumulation von Gütern durch eine Person zum Zweck einer späteren Umverteilung ist ein wesentlicher Faktor für die Entwicklung von sozialen Rangunterschieden: Nahrungsmittel und Wertgegenstände werden an einen Umverteiler übergeben, dieser sammelt und verteilt. Dadurch entsteht eine gesellschaftliche Position, die mit Prestige und potenziell auch mit einem privilegierten Zugang zu Ressourcen verbunden ist. Redistribution gibt es in Form von Güterumverteilung innerhalb von Kernfamilien und erweiterten Familien in sehr vielen Gesellschaftstypen; allerdings nimmt der Stellenwert von Redistribution als politischer Mechanismus zu, je stärker soziale und politische Hierarchien ausgeprägt sind.

Ein Beispiel für ein ausgeprägtes Redistributionssystem ist die bei den Indianern der amerikanischen Nordwestküste erstmals untersuchte und daher mit einem Wort aus ihrer Sprache bezeichnete Institution des "potlatch". Bei dieser Form des zeremoniellen Tauschs verteilt ein "Großer Mann" oder "Chief" mit seinen jeweiligen Anhängern große Mengen an materiellen Gütern (z.B. Nahrungsmittel, aber auch Werkzeuge und Bekleidung) an Gäste, die meistens aus den







"Großen Männern" bzw. "Chiefs" aus anderen Dörfern bestehen. Der Gastgeber und seine Gruppe werden im Gegenzug zu anderen Potlatchs eingeladen, wo sie reich beschenkt werden. Dadurch entwickelt sich ein Tauschsystem, in dessen Rahmen eine Gruppe ihren Mehrwert bei einem Potlatch investiert und diesen später bei einem anderen Fest zurückbekommt. Der Produktionsüberschuss wird als "Schuld" zukünftigen Gastgebern gespeichert (vgl. Ember/Ember/Peregrine 2007: 316). Die "Großen Männer" als Umverteiler müssen sich durch Großzügigkeit auszeichnen, indem sie mehr zurückgeben als sie erhalten haben. (Langfristig führt dies dazu, dass man die eigene Investition "verzinst" zurückbekommt.) Das soziale Prestige der Umverteiler wird an der Größe der Feste gemessen, und damit an der individuellen Fähigkeit eines "Großen Mannes" die Produktion zu erhöhen.

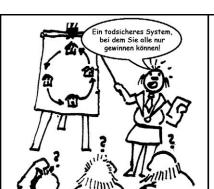
Warum gibt es in einer egalitären Gesellschaft die Position des "Großen Mannes"?

Während Jäger und Sammler-Gesellschaften gemessen an den Möglichkeiten durch Unterproduktion gekennzeichnet sind, ist für tribale Gesellschaften eine intensivierte Produktion über die Subsistenzbedürfnisse hinaus wichtig, um z.B. Saatgut zu produzieren und Vorräte anzulegen. Durch eine Produktionsintensivierung wird ein limi-

tierender Faktor mittels durchaus kostenintensiver Verhaltensweisen kompensiert: Um einen Mehrwert zu erzeugen, muss die Arbeitskraft erhöht und mehr Energie für die Produktion verwendet werden. Eine Intensivierung der Produktion über die unmittelbaren Subsistenzbedürfnisse hinaus bedeutet daher gleichzeitig auch eine Intensivierung der Kosten (vgl. Price 1984: 222). Die soziale Position des "Großen Mannes" und seine Rolle beim zeremoniellen Tausch stellen dabei einen Motivationsmechanismus dar. Die "Großen Männer" nehmen die Rolle von Animateuren zur Produktionsintensivierung ein. Durch ihr Vorbild und das soziale Prestige, das einem Anwärter auf die Position des "Großen Mannes" in Aussicht gestellt ist, wird ein großer Teil der Dorfgemeinschaft zur Produktion eines Überschusses angehalten, welcher im zeremoniellen Tausch verteilt wird. Letzterer stellt einen Produktionsintensivierungsmodus dar, der zunächst einzelne Leute dazu motivieren soll, mehr als andere zu produzieren und zu investieren. Der Lohn für diese Mehrarbeit ist soziales Prestige, nicht aber materieller Reichtum, da der Mehrwert im zeremoniellen Tausch gleichmäßig umverteilt wird und der eigentliche Produzent des Mehrwertes über diesen nicht nach seinem Belieben verfügen kann.

Warum nehmen die Umverteiler einen beträchtlichen Mehraufwand in Kauf?

Die ökonomischen Funktionen der "Großen Männer" für die Gruppe wurden bereits verdeutlicht. Was aber bewegt nun einzelne Personen dazu, die Position eines "Großen Mannes" anzustreben und damit einen beträchtlichen Mehraufwand in Kauf zu nehmen? Schließlich ist das Prestige eines "Großen Mannes" daran gebunden, dass er mehr produziert und verteilt als andere. Laut dem Kulturanthropologen Marvin Harris ist die Suche nach sozialer Anerkennung für manche Personen durchaus Grund genug, um die eigenen materiellen Bedürfnisse zurückzustellen (vgl. Harris 1992: 241). Allerdings darf nicht vergessen werden, dass durch den zeremoniellen Tausch von Gütern materielle Abhängigkeiten geschaffen werden und sich die "Großen Männer" auf diese Weise die Loyalität von Schuldnern sichern (vgl. Godelier 1987: 220). Zwischen Individuen entsteht nicht nur ein System von Kreditgebern und Schuldnern, sondern auch von Anführern und Anhängern. Aus einer ökonomischen Beziehung wird gleichzeitig auch eine politische (vgl. Sahlins 1972: 133). Über das Netzwerk aus Kreditgebern und Schuldnern kann der "Große Mann" mit der Zeit durchaus ökonomische Vorteile erlangen und das Stadium der Selbstausbeutung hinter sich lassen. Der Reich-







Wollen auch Sie ein Großer Mann sein? Dann nehmen Sie teil an unserem Tauschring. Jährlich steigende Erträge garantiert! Schluss mit Egalität! Leistung muss sich endlich auszahlen!

tum des "Großen Mannes" stürzt andere Gruppen in Abhängigkeit und materielle Schuld, da im zeremoniellen Tausch Reziprozität erwartet wird (vgl. Sahlins 1972: 136). Wer viel gibt, kann im Gegenzug auch viel erwarten und wenn nun ein "Großer Mann" einen anderen an Ansehen überbieten will, so muss er mehr zurückgeben als er selbst bekommen hat. Ist ein "Großer Mann" ein geschickter Stratege, so kann er nach einigen Tauschrunden bereits materielle Güter als Gewinn für sich und seine Gruppe abschöpfen. Die Umverteiler werden demnach nicht ausschließlich mit Bewunderung und Prestige entlohnt. Während einzelne "Große Männer" durch den zeremoniellen Tausch als Redistributionssystem durchaus auch ökonomische Vorteile haben, können sich jedoch erst "Chiefs" durch ihre hierarchische und vererbbare Position und ein asymmetrisches Tributsystem anstelle eines reziproken Tauschs dauerhaft persönlich bereichern (vgl. Harris 1989: 4).

Redistribution und Tribut zwischen Kooperation und Konflikt

Der Entwicklungsweg von einer relativ egalitären tribalen Gesellschaft zu stratifizierten "Chiefdoms" zeichnet nicht nur die Entstehung von sozialen Hierarchien und politischer Zentralisierung nach, sondern auch jene eines zunehmenden ökonomischen und politischen Wettbewerbs. Die Aufgabe der "Großen Männer", durch ihr eigenes vorbildliches Verhalten, den zeremoniellen Tausch sowie der Etablierung gegenseitiger Abhängigkeiten die Produktion weit über das für die Subsistenz notwendige Ausmaß zu intensivieren, deutet auf potenziellen Ressourcenmangel und eine ökonomische Wettbewerbssituation hin. Wie bereits erwähnt, stellt eine Überproduktion bei vorhandenen Lagermöglichkeiten und Verteilungsmechanismen eine Absicherung im Fall von immer wieder

auftretendem oder auch dauerhaft vorhandenem Ressourcenmangel dar. Neben einer Intensivierung der Produktion, die in einer Ackerbaugesellschaft nicht unbeschränkt möglich ist, kann die Lokalgruppe versuchen zu expandieren, um neue Anbauflächen zu gewinnen. Die territoriale Expansion kann durch geographische Gegebenheiten eingeschränkt sein oder auch durch andere Gruppen, die in unmittelbarer Umgebung leben. Bei knappen Ressourcen und sinkender Flächenproduktivität kann ein Dorf durchaus mit anderen Dörfern in direkter Konkurrenz um eine erweiterte Ressourcenbasis in Form von neuen Anbauflächen stehen (vgl. Price 1984: 213). Die durch die großen Männer vorangetriebene Intensivierung der Produktion führt neben einer ökonomischen Absicherung auch zu einer Steigerung des Konfliktpotenzials zwischen und der militärischen Stärke innerhalb der Gruppen. Indem durch das Aufbauen von Kreditgeber-Schuldner-Beziehungen politische Loyalitäten und Allianzbeziehungen geformt werden, stehen einem erfolgreichen Großen Mann auch mehr Krieger zur Verfügung. Die Position der großen Männer kann daher unter anderem als Anpassung an ökonomischen und politischen Wettbewerb betrachtet werden (vgl. Price 1984: 223).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass ein Zusammenhang zwischen den Faktoren Redistribution, Konflikt, Tributsystem und dauerhafte politische Integration besteht. Eine Ökonomie, die auf Redistribution basiert, hat ein erhebliches Potenzial für territoriale Expansion (vgl. Service 1962: 141). Redistribution setzt im Gegensatz zu genereller Reziprozität die arbeitsintensive Produktion eines Überschusses voraus und stellt vor allem in jenen Gesellschaften einen wichtigen ökonomischen Mechanismus dar, die häufiger von wiederkehrender Ressourcenknappheit betroffen sind. Darüber hinaus aber erlangt Redistribution in Verbindung mit einem

hierarchischen Tributsystem dort eine besondere Bedeutung, wo einzelne Dörfer immer stärker mit anderen Dörfern um fruchtbares Land konkurrieren müssen. In diesen Fällen kann Redistribution innerhalb eines Tributsystems als Komponente einer kompetitiven Strategie bei territorial expandierenden Gruppen betrachtet werden. Redistribution und Tributsystem beinhalten also einerseits Kooperation durch das Formen von Allianzen und politischen Verbündeten aber andererseits auch Konflikt, da die Entwicklung einer möglichst großen und stabilen, d.h. dauerhaft politisch integrierten Einheit, für die Gruppe einen Wettbewerbsvorteil darstellt. Redistribution kann sowohl bei tribalen Gesellschaften als auch in Chiefdoms als Ergänzung oder sogar Alternative zur direkten Kriegsführung betrachtet werden (vgl. Price 1984: 231). Sie hat trotz der eigentlich egalitären Struktur von tribalen Gesellschaften ein Herrschaftspotenzial, das vor allem in Wettbewerbssituationen besonders zu Tage tritt (vgl. Harris 1992: 359). Die "Großen Männer" werden in der Literatur häufig als Krieger beschrieben und haben in Kriegszeiten mehr Einfluss und ihre Position ist sicherer als in Friedenszeiten. So werden "Große Männer" vor allem in Friedenszeiten nicht aber in Kriegszeiten gestürzt (vgl. Godelier 1987: 223). Es liegt daher auf der Hand, dass manche Große Männer aktiv dafür sorgen, dass ihre Gruppen möglichst oft in den Krieg zogen. Je öfter eine Gesellschaft sich in einer Wettbewerbssituation mit anderen Gruppen befindet, umso mehr festigt sich die soziale Position eines "Großen Mannes" und umso eher werden aus "Großen Männern", die sich ihre Sporen immer neu verdienen müssen, "Chiefs", deren besondere Fähigkeiten sakralen Charakter angenommen hatten.





LITERATUR

- R. L. CARNEIRO, Political Expansion as an Expression of the Principle of Competitive Exclusion, in: R. Cohen/E.R. Service (Hg.), Origins of the State. Philadelphia 1978, 205-223.
- C. R. EMBER/M. EMBER/P. PEREGRINE, Anthropology, Twelfth Edition, Pearson Prentice Hall, Upper Saddle River. New Jersey 2007.
- M. H. FRIED, The Evolution of Political Society. An Essay in Political Anthropology. New York 1967.
- M. GODELIER, Die Produktion der großen Männer. Frankfurt am Main 1987.
- M. HARRIS, Life without Chiefs, in: New Age Journal, November/Dezember 1989.
- M. HARRIS, Menschen. Wie wir wurden, was wir sind. Stuttgart 1982.
- B. J. PRICE, Competition, Productive Intensification, and Ranked Society: Speculations from Evolutionary Theory, in: B. R. Ferguson (Hg.), Warfare, Culture, and Environment. New York 1984, 209-240.
- R. A. RAPPAPORT, Pigs for the Ancestors. Ritual in the Ecology of a New Guinea People. New Haven London 1968.
- M. D. SAHLINS, Poor Man, Big-Man, Chief: Political Types in Melanesia and Polynesia, in: Comparative Studies in Society and History, Volume V/1, Oktober 1962, 285-303.
- $\hbox{M. D. SAHLINS, Stone Age Economics. Chicago 1972.}\\$
- E. R. SERVICE, Primitive Social Organization. An Evolutionary Perspective. New York 21962.

HISTORISCHE SOZIALKUNDE/INTERNATIONALE ENTWICKLUNG

Band 28: Sozialismen

Entwicklungsmodelle von Lenin bis Nyerere

Joachim Becker, Rudy Weissenbacher (Hg.) ISBN 978-3-85371-297-9, 240 Seiten, 2009, Promedia-Verlag, Südwind

Inhalt

Joachim BECKER - Rudy WEISSENBACHER: Vorwort

Joachim BECKER: Anatomie der Sozialismen. Wirtschaft, Staat und Gesellschaft

Hans-Heinrich NOLTE: Nachholende Entwicklung in der Sowjetunion

Rudy WEISSENBACHER: Sozialismus in Jugoslawien. Die Selbstauflösung des

Dieter SEGERT: Staatssozialismus, ökonomische Entwicklung und Modernisierung in Osteuropa Susan ZIMMERMANN: Geschlechterregime und Geschlechterauseinandersetzung im ungarischen "Staats-

sozialismus"

Rüdiger FRANK: Sozialismus in Ostasien. China und Nordkorea

Ingrid EL MASRY: Arabische Sozialismen im Vergleich. Praxis, Scheitern und Spätfolgen in Ägypten, Syrien und Irak

Walter SCHICHO: Ujamaa: Sozialismus und/oder Entwicklung

Joachim BECKER: Sozialistische Versuche im Südlichen Afrika. Angola und Mosambik

Dieter BORIS: Die Unidad Popular in Chile (1970–1973) – ein gescheiterter Weg zum Sozialismus

Michal POLÁK: Was ist die Seele des Sozialismus?

Bestellungen

Verein für Geschichte und Sozialkunde c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien Tel.: ++43/1/4277/41330

E-Mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at www.http://vgs.univie.ac.at









In Häuplingtümern ...

Häuptlingtümer stellen Gesellschaften dar, die durch die dauerhafte, politische und sozioökonomische Integration einer Zahl von Lokalgruppen (Dörfern) in ein hierarchisches und stratifiziertes System mit einem Häuptling (engl. *chief*, deswegen auch *chief-dom*) oder gar einer Hierarchie von Ober- und Unterhäuptlingen an der Spitze vereinen. Sie sind die ersten Gemeinschaften, in denen Stratifizierung zu einem fixen und integrativen Bestandteil des menschlichen Zusammenlebens wird. Häuptlingtümer stellen wahrscheinlich die Mehrheit aller Gesellschaften, mit denen Historiker es in der archäologisch befundeten Prähistorie späterer "zivilisierter" Völker sowie in Kontaktsituationen derselben mit "Barbaren" zu tun bekommen.



Subsistenz und Arbeitsteilung

Wie auch schon Tribalgesellschaften sind Häuptlingtümer Ackerbauerngesellschaften, bei denen – vor allem dort, wo sie sich bis in historische Zeit halten – aufgrund der Umweltbedingungen extensive Landwirtschaft vorherrscht. In den Regionen, wo sich aus Häuptlingtümern *primary states* – also die ersten Staaten der Weltgeschichte – bilden, entwickeln sie aber meist in ihrer letzten Phase intensive Techniken der Landwirtschaft wie etwa Bewässerungsfeldbau. Charakteristisch für Häuptlingtümer ist die Herausbildung einer ausgeprägten sozialen Arbeitsteilung. Die primäre Produktion, welche der Subsistenz der Gesamtgesellschaft dient, wird zwar von der Mehrheit der Bevölkerung getragen, diese ernährt aber eine kleine Gruppe von Spezialisten, die sich nicht mehr vornehmlich um ihren Lebensunterhalt kümmern muss, sondern durch Umverteilung über die Häuptlinge versorgt wird. Vollzeitspezialisten im Handwerken aber auch Kultspezialisten oder Künstler (z.B. Barden) ermöglichen sichtbare Fortschritte in Handwerkstechniken und Kulturschaffen. Die Entstehung einer erblichen Kriegerschicht und einer Stammesaristokratie mit speziellen Funktionen (Rechtsprechung, Kult, Anführerschaft im Krieg oder auf Raubzügen) konzentriert diese politisch wichtigen Funktionen in den Händen bestimmter Klassen. Die Versorgung der lokalen Eliten mit durch die Oberhäuptlinge monopolisierten Gütern (oft Prestigegüter, Waffen oder Kultobjekte) sowie das dauernde Einsammeln und Umschichten von Tributen und der Beginn eines überregionalen Handels beenden die ökonomische Autarkie der einzelnen Lokalgruppen.



Demographie und Verwandtschaftsorganisation

Häuptlingtümer sind nicht notwendigerweise immer und zu jeder Zeit größer und volkreicher als tribale Gesellschaften. Was sie ihnen voraus haben, ist die Dauerhaftigkeit der politischen Integration. Während Tribalgesellschaften durchaus kurzfristig durch die maximale Kooperation ihrer Segmente große Menschenmassen mobilisieren können, verfügen Chiefdoms kontinuierlich über die Humanressourcen und die Überschussproduktion ihrer Bevölkerung. Trotzdem sind Chiefdoms natürlich der autonomen Einheit einer Tribalgesellschaft – sei es ein Dorf oder eine Wandergruppe – immer zahlmäßig überlegen, da sie schon per Definition aus mehreren solchen bestehen und zumindest 1.000-2.500 Menschen, manchmal bis zu 10.000 dauerhaft integrieren.

Im Gegensatz zu einem "Großen Mann" ist die Position des "Chiefs" (dt. "Häuptling") nicht an eine bestimmte Person und ihre individuellen Fähigkeiten gebunden, sondern vererbbar. Dadurch entsteht ausgehend von unilinearen Verwandtschafsstrukturen eine gesellschaftliche Unterteilung nach Herkunft. Chiefdoms bestehen aus konischen Clans, was bedeutet, dass die einzelnen Deszendenzgruppen (Clans) je nach genealogischer Nähe oder Distanz zum Ahnen hierarchisch geordnet sind. Der "Chief" entstammt einer "aristokratischen" Abstammungslinie und sein Amt wird innerhalb dieser Linie weitervererbt. Während in tribalen Gesellschaften die einzelnen Abstammungslinien und die daraus entstehenden Segmente nicht hierarchisch geordnet werden und die genealogische Nähe zum Ahnherren lediglich je nach Situation über Loyalität oder Opposition gegenüber einem anderen Segment entscheidet, begründet die Genealogie in Chiefdoms strukturelle Ungleichheit. Es gibt nun nicht mehr wie in tribalen Gesellschaften gleich viele Prestigepositionen wie potenzielle Anwärter, da die Abstammung ungeachtet individueller Fähigkeiten einer Person festlegt, ob sie für das Amt des "Chiefs" in Frage kommt oder nicht. Die Position des "Chiefs" ist ein formales und dauerhaftes politisches Amt und kann nicht mehr wie jenes des "Großen Mannes" durch besser qualifizierte Herausforderer in Frage gestellt werden – außer diese kommen selbst aus der Aristokratie.



Politische Integration und soziale Stratifizierung

Ein Chiefdom hat im Gegensatz zu einer tribalen Gesellschaft eine formale politische Struktur, die mehrere Lokalgruppen (Dörfer) dauerhaft in eine politische Einheit integriert. Durch diese Integration kleinerer politischer Einheiten in größere entsteht eine pyramidenförmige Struktur, die aus einem Netzwerk von hierarchisch unterschiedlich positionierten "Chiefs" besteht (vgl. Sahlins 1962: 287). Der "paramount chief" ("Oberhäuptling") steht an der Spitze dieser Pyramide und kontrolliert als zentrale Instanz ökonomische und soziale Aktivitäten (vgl. Service 1962: 134). Im Gegensatz zu aufgrund der segmentären Gesellschaftsstruktur instabilen tribalen Gesellschaften sind stratifizierte Chiefdoms strukturell besser an die militärische Austragung von Konflikten angepasst. Die vererbbare sakrale Position des "Chiefs" ermöglicht eine größere zeitliche Kontinuität, da Autorität und Macht des "Chiefs" nicht so häufig und einfach in Frage gestellt werden können, wie jene der Großen Männer. Militärisch unterlegene Gruppen werden durch ein Tributsystem dauerhaft in die Gesellschaft integriert oder in entlegenere Gebiete abgedrängt (vgl. Carneiro





1978: 210). Eine Funktion der Umverteilung in Chiefdoms ist es also unter anderem, aus potenziellen Feinden durch das Investieren des Mehrwertes Verbündete zu machen und dadurch die eigene Wettbewerbsfähigkeit zu steigern (vgl. Price 1984: 218). Unterlegene Gruppen und ehemalige Gegner können inkorporiert und zu neuen – wenn auch nicht ganz freiwilligen – Verbündeten gemacht werden mit dem Ziel, die Wahrscheinlichkeit von Gegenangriffen zu minimieren. Die inkorporierte Gruppe nimmt an dem Redistributionssystem des Chiefdoms teil und muss im Gegenzug Arbeitskräfte zur Verfügung stellen sowie Steuern und Tribute in Form von materiellen Gütern leisten. Dieses in Chiefdoms übliche Tributsystem beruht nun im Gegensatz zum zeremoniellen Tausch der Großen Männer in tribalen Gesellschaften nicht mehr nur auf sozialem Prestige, sondern vielmehr auf einem tatsächlich ungleichen Zugang zu politischer/militärischer Macht und materiellen Gütern. Innerhalb eines Chiefdoms entsteht eine ökonomische und politische Unterlegenheit von Subgruppen, gleichzeitig wird die gesamte politische Einheit gemessen an Bevölkerungszahl und territorialer Ausbreitung größer. In Chiefdoms hat sich im Vergleich zur temporären politischen Integration über die segmentäre Gesellschaftsstruktur und die komplementäre Opposition in tribalen Gesellschaften eine dauerhafte politische Integration über soziale Hierarchien und ein damit verbundenes Tributsystem entwickelt.

Archäologische Evidenzen für Häuptlingtümer

Durch die positive Aufnahme, die das Chiefdom-Konzept in der prähistorischen Archäologie gefunden hatte, war schon früh die Forderung erhoben worden, jede weitere Theoriebildung über diese gesellschaftliche Entwicklungsstufe von vorn herein damit zu verbinden, dass parallel nach den archäologisch auffindbaren Indikatoren eines eventuell einzuführenden Kriteriums zur Differenzierung des Soziotyps gesucht würde, d.h. zum Beispiel, wenn wie Gibson (1990: 28) gezeigt hat, konische Clanstrukturen für Chiefdoms als typisch zu gelten haben; ist es möglich anhand von Siedlungsweise, Hausformen oder anderen Indikatoren das Vorhandensein dieses Verwandtschaftssystems nachzuweisen?

Am einfachsten verhält es sich bei dem schon von Service festgestellten Phänomen des Auftretens von Monumentalbauten, das ja schon die Übernahme des Konzeptes durch Renfrew herbeigeführt hatte. Entscheidend um Großbauten als Indikatoren für eine Häuptlingtumgesellschaft anerkennen zu können ist, dass die für ihre Errichtung notwendigen Ressourcen und Arbeitskräfte nicht von einer isolierten Siedlung allein aufgebracht werden können, da ja erst mit einer Baulichkeit, welche die Integration mehrerer Siedlungen erfordert, von einem Chiefdom als Urheber zwingend auszugehen ist.

In diesem Zusammenhang ist der häufige Irrtum auszuräumen, dass Großbauten automatisch als Indikatoren für <u>Staatlichkeit</u> zu werten sind. Trotzdem bleibt das Problem wiederum am "oberen" Ende der Skala bestehen.

Als zweiter möglicher archäologischer Indikator für Häuptlingtümer kommen Zeremonielle Zentren (Heiligtümer, Wett-kampfstätten, Versammlungsplätze) in Frage, die darauf hindeuten, dass sie von einer Gruppe von Siedlungen gemeinsam genutzt werden. Noch deutlicher ist die Indikation, wenn eine einzigartige zeremonielle Stätte mit einem Zentralort – dann wohl als der Sitz des chief anzusprechen – eindeutig verbunden ist. Die dahinter stehende Annahme ist die, dass autonome Dörfer ihre kultische Eigenständigkeit sicher bewahrt hätten. So konnte etwa gezeigt werden, dass bei den frühmittelalterlichen túaths (Häuptlingtümern) Irlands die zentrale Siedlung mit der auffälligen Rundhalle des Chiefs immer in der Nähe einer Kloster/Kirche unter der Patronanz des Häuptlings (Kultisches Zentrum) und eines Krönungshügels (meist ein frühbronzezeitliches Hügelgrab, das mythisch mit dem Ahnen der Häuptlingssippe verbunden wurde) lag.

Drittens können differenzierte Begräbnisse auf die Existenz einer stratifizierten Gesellschaft hinweisen. Archäologen in Gefolge Refrews hatten dieses Kriterium verwendet, um bei europäischen Gräberfeldern zu entscheiden, ob sie zu einem autonomen Dorf oder zu einer Siedlung, die Teil eines Häuptlingtumes ist, gehören. Dieses Kriterium erzeugt sicher die meisten Schwierigkeiten. Auch auf der Ebene autonomer Dörfer können örtliche Big Men durchaus auch durch üppigere Grabausstattung geehrt werden, während es andererseits nicht möglich erscheint zu entscheiden, wie prächtig eine Grabausstattung sein muss, um nahezulegen, dass man es mit dem Führer oder Funktionär eines Staatswesens im Unterschied zu dem eines Häuptlingtumes zu tun hat?

Vielversprechender – aber ungleich aufwändiger – scheint demgegenüber die Analyse der Siedlungen innerhalb einer als geschlossen zu betrachtenden Siedlungskammer. Erweist sich, dass sich diese bezüglich verschiedener Indikatoren (Fläche, Häuseranzahl, Haustypen etc.) in der Nähe eines gemeinsamen Mittelwertes bewegen, ist von einer Landschaft autonomer Dörfer auszugehen. Wenn aber die Herausbildung eines Zentralortesystems erkennbar wird, ist dies ein eindeutiger Indikator für das Vorhandensein von Häuptlingtümern. Je komplexer die Siedlungshierarchie, umso komplexer die vorzustellende Gesellschaft. Dabei ist darauf zu achten, dass eine hinreichende Variation innerhalb des Vergleichmaterials vorliegt. Nur geringfügige Abweichungen, die etwa durch unterschiedliche naturräumliche oder verkehrstechnische Gegebenheiten hervorgerufen worden sein können, bereits als Indikatoren für eine Siedlungshierarchie zu deuten, verzerrt wahrscheinlich das Bild.

Das allgemeine Problem liegt darin, dass die meisten oben genannten Indikatoren nicht konkret Häuptlingtümer, sondern stratifizierte, zentralisierte Gesellschaften kennzeichnen, zu denen eben auch Staaten gehören. Der archäologische Befund alleine ist meist nicht ausreichend, diese Frage zu entscheiden.







Ilia Steffelbauer

"Take me to your chief!"

Häuptlingtümer in Kulturanthropologie und Geschichte

Der Ethnologe Kalervo Oberg prägte 1955 den Begriff, chiefdom', deutsch am ehesten mit der direkten Übersetzung "Häuptlingtum" wiederzugeben, um jenen Zustand gesellschaftlicher Verfasstheit zu beschreiben, der innerhalb seines Untersuchungsgebietes, den Indiokulturen Süd- und Mittelamerikas, staatlicher Organisation am nächsten kam, ihm aber trotzdem als zu "primitiv" erschien, um sie mit den "Hochkulturen" der Maya, Azteken oder Inka gleichzusetzen. Wie so oft, ist die erste schriftliche Erwähnung eines Konzeptes nicht mit dessen Entstehung identisch.

Julian Stewards karibischer Typ

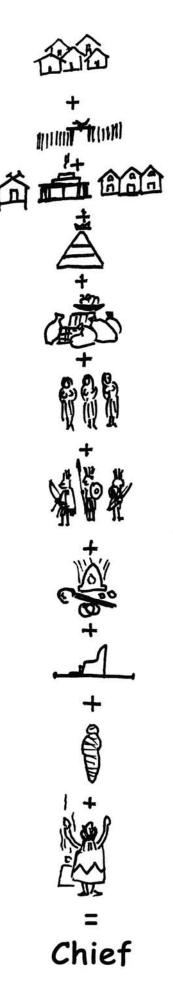
Das Konzept, das hinter Obergs Chiefdom steckte, war tatsächlich etwas älter und geht wohl auf Julian Stewards Untersuchung der Gesellschaften im karibischen Raum zurück, wobei er eine soziopolitische Struktur beschrieb, welche in allen wesentlichen Details dem entsprach, was Oberg später als Häuptlingtum bezeichnen sollte (Steward 1948: XV). Stewards zusammenfassende Beschreibung, welche die typischen Eigenschaften aufzählt, charakterisiert im Wesentlichen chiefdom-Gesellschaften an sich, auch wenn er den Begriff noch nicht verwendete:

"Diese Stämme betrieben intensive Landwirtschaft, welche Jagen, Sammeln und Fischen an Produktivität weit übertraf und eine dichte Bevölkerung und große Dörfer ermöglichte. Die typische Gruppe war ein großes, dicht verbautes, geplant angelegtes Dorf von mehreren hundert oder mehreren tausend Per-

sonen. Es bestand aus strohgedeckten Holzhäusern welche entlang von Straßen und Plätzen angelegt und mit einer Palisade umgeben waren. In den Dörfern gab es Tempel, spezielle Behausungen für die Häuptlinge und Lagerhäuser.

Die Gesellschaft war typischerweise in drei oder mehr Klassen unterteilt. Der Dorfhäuptling stand an der Spitze der Gemeinschaft, und in manchen Gegenden herrschte er über Bündnisse von Dörfern oder Stämmen. Typischerweise lebte er in einem großen Haus, erhielt Tribute, hatte viele Frauen und Gefolgsleute, ... trug spezielle Insignien und Schmuck, wurde von seinen Untertanen in einer Sänfte getragen und bei seinem Tod wurde sein Körper mumifiziert oder getrocknet und in einem speziellen Haus oder Tempel aufgebahrt, oder er wurde sogar gemeinsam mit seinen Frauen und Dienern bestattet ... Es gab kaum jemals eine organisierte Priesterschaft, da in den meisten Stämmen ein Schamane, und in manchen der Häuptling, die Funktion eines Mittlers zwischen dem Volk und seinen Göttern ausübte. In gleicher Weise vermischte sich die Adelsschicht mit der der Häuptlinge, außer dort, wo es eine extreme Stratifizierung gab ... Reichtum war ein wesentlicher Faktor, der den Status eines Häuptlings oder Adeligen bestimmte, und er wurde durch ihre Haushalte geschaffen, gemeinsam mit Tributen von Gemeinen und von anderen Stämmen." (Steward 1948:

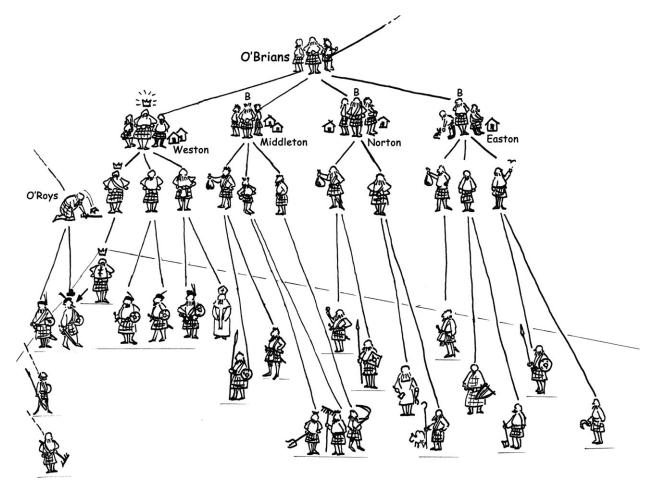
Steward hatte die von ihm beschriebenen karibischen "Häuptlingtümer" bereits in eine Entwick-











Häuptlingtümer weisen üblicherweise eine Verwandtschaftsstruktur auf, die als conical clan bezeichnet wird. In einem solchen Clan dominiert ein Segment – das des Chiefs – alle anderen Segmente. Im Prinzip sehen solche Clans am Anfang aus, wie die segmentäre Gesellschaft, die wir am Anfang des vorherigen Kapitels dargestellt haben. So beginnt auch unsere Grafik oben mit einem Stamm – wie zuvor ist das hier gewählte inselkeltische Motiv zweitrangig – der sich auf einen gemeinsamen Urahnen – irgendeinen Brian– zurückführt. In der ersten Ebene haben wir die Nachkommen des Brian – die O'Brians eben. In der nächsten Generation haben sie sich auf vier Dörfer verteilt (Weston, Middleton, Norton und Easton), die jeweils einen "Großen Mann" (B) an ihrer Spitze haben und Teil eines Tauschnetzwerkes sind, wie im vorherigen Abschnitt beschrieben. Von denen gelingt es einem (dem Großen Mann von Weston ganz links) einen Vorrang über die anderen zu etablieren und er ist in der Lage, diese bevorzugte Stellung an seinen Sohn in der nächsten Generation weiterzugeben. Der Beginn einer chiefly lineage ist damit gelegt. In der nächsten Generation beginnt sich unser Stamm langsam zu stratifizieren. Der Häuptling der zweiten Generation erweist sich als erfolgreicher Krieger und unterwirft Segmente eines anderen Stammes, der O'Roys. Die Großen Männer der anderen Dörfer/Segmente erhalten nun Zuwendungen aus der Beute oder den eingesammelten Tributen und beginnen sich leicht von ihren Nachbarn abzuheben.

Schon in der nächsten Generation – in Wirklichkeit werden wohl mehrere vergehen – hat sich der Stamm voll durchstratifiziert. Es gibt einen Häuptling – der dritten Generation – an der Spitze, dessen Söhne, Brüder und Cousins (die O'Brians von Weston) die Stammesaristokratie bilden (mit Feder am Hut), die auch noch die Häuptlinge unterworfener Segmente beinhaltet (links). Manche von ihnen werden Kultspezialisten (Bischof, rechts) und monopolisieren damit die sakrale Legitimität für das Segment des Häuptlings.

Die Nachkommen der Großen Männer der anderen Dörfer sind nun als abhängige Dorfvorsteher (mit Schwert) eine niedere Schicht der Aristokratie, ihre nächsten Verwandten stellen den Kriegerstand (mit Speer) des Stammes. Alle anderen Stammesmitglieder sind Bauern und Handwerker, von denen einige (wie der Schmied und der Barde rechts unten) oder der aus dem gemeinen Volk aufgestiegene Krieger (rechts) aufgrund der Nähe zu den Adeligen, die ihnen ihre Tätigkeit einbringt, eine etwas bevorzugte Stellung innehaben. Die Angehörigen des unterworfenen Segments des Nachbarstammes (links unten) sind in derselben Position, auch wenn sie vielleicht aufgrund ihres Status als Abhängige noch schlechter dran sind, als die echten O'Brians. Je weiter vom Häuptling entfernt, umso geringer der Anteil an den eingesammelten Tributen, auf den ein Mitglied des Stammes hoffen kann.

Anders als bei der segmentären Gesellschaft im vorigen Kapitel, kann der Häuptling jederzeit alle Segmente des Stammes mobilisieren und bezieht sie dauernd in sein Umverteilungssystem ein, er muss aber immer noch über die lokalen Anführer agieren. Wenn er z.B. die Krieger der O'Brians von Norton für einen Feldzug braucht, muss er sich an den Dorfvorsteher von Norton wenden, der ihm dann hoffentlich gewogen ist. Dieser sieht sich immer noch als Vertreter und Anführer "seiner" Leute, nicht als "Funktionär" des Häuptlings.





lungssequenz eingeordnet. Für ihn folgten sie auf die loseren Stammesgesellschaften des tropischen Binnenlandes und waren die Vorstufe für die staatlichen Hochkulturen (Stichwort: "Inka") des Andenraumes. Er benutzte auch dieselbe Terminologie für die nur archäologisch belegte sg. "Formative" Phase der Andenkulturen, was zeigt, dass schon er meinte, ein - zumindest innerhalb desselben "Kulturkreises" - allgemeingültiges Schema entdeckt zu haben. Es war ihm also bereits der Gedanke gekommen, dass die Würdenträger der Formativen Phase der Andenkulturen ähnliche Eigenschaften aufwiesen wie jene Kariben-chiefs, die er aus dem archäologischen Befund und den Berichten der spanischen Chronisten der Kontaktzeit rekonstruierte. Für Steward unterschieden sich die Andenkultur der Formativen Phase (ca. um Christi Geburt) und die circumkaribische der Kontaktzeit (ca. 1500 n. Chr.) "mehr in der Ausprägung als in der Form" (Steward 1948: 7, ÜS).

Kalvero Oberg findet den "Chief"

Der Fortschritt in der Weiterentwicklung des Konzeptes durch Oberg war die Einbettung der von Steward festgestellten individuellen Eigentümlichkeiten des Häuptlings in den Aufbau und das Funktionieren der dahinter stehenden Gesellschaft. Stewards ideologische und materielle Eigenschaften des Häuptlings (Poligynie, hervorgehobene Residenz, religiöse Vertretung der Gemeinschaft, besondere Bestattung, Tribut, Haushaltswirtschaft etc.) wurden damit zu ethnographisch (eigentlich müsste man in diesem Fall sagen ,ethnohistorisch') und teilweise auch archäologisch - denn zahlreiche der so analysierten prä-kolumbianischen Kulturen der Amerikas waren zu dem Zeitpunkt tatsächlich nur mehr archäologisch nachweisbar - fassbaren Indikatoren einer bestimmten soziopolitischen Ordnung. Von

nun an konnte man sagen: "Wenn du als Archäologe eine Kultur ergräbst/als Ethnologe eine Kultur dokumentierst, die einige dieser Eigenschaften aufweist, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass du auch die anderen finden wirst, weil diese für diesen 'Typ' von Gesellschaft charakteristisch sind."

Mehr noch, Oberg brachte diese spezifische soziale Ordnung in einer Sequenz unter, die differenzierter und abstrakter – d.h. von Zuweisungen an einen konkreten Kulturkreis losgelöst - war, als die noch zuvor von Steward angedachte. Seine Sequenz aus sechs Stufen sollte sich anders als die von Steward nicht mehr auf spezifische Kulturen beziehen, sondern ganz allgemein auf alle Ethnien des süd- und mesoamerikanischen Raumes Anwendung finden: A. Homogenous tribes, B. Segmented tribes, C. Politically organized chiefdoms, D. Feudal type states, E. City states, F. Theocratic empires. Allem Anschein nach ganz unreflektiert führte er dabei den chiefdom-Begriff für die von ihm mit Stewards äußeren Zeichen der Häuptlingsherrschaft verbundenen Gesellschaftsordnung ein:

"Stammesgesellschaften, welche diesem Typ (C) angehören, sind aus mehreren Dörfern bestehende Häuptlingtümer, welche von einem Oberhäuptling (paramount chief) beherrscht werden, unter dessen Kontrolle sich Bezirke oder Dörfer befinden, die von einer Hierarchie von untergeordneten Häuptlingen regiert werden. Die unterscheidende Eigenschaft dieses Typs politischer Organisation ist, dass die Häuptlinge richterliche Gewalt besitzen, um Streitigkeiten zu schlichten und Übeltäter zu bestrafen, sogar mit dem Tode, und, unter der Führung des Oberhäuptlings, Männer und Ausrüstung für Kriegszwecke einziehen können." (Oberg 1955: 484)

Wenig später übernahm Steward selbst den Begriff von Oberg in dem Sinne, dass ein Häuptlingtum eine mehrere Dörfer umfassende politische Einheit sei. Sein Beitrag zur weiteren Ausdifferenzierung des Konzeptes lag in dem Vorschlag, zwischen militaristischen und theokratischen Häuptlingtümern zu unterscheiden. Gleichzeitig benutzte er den neu geprägten Terminus aber auch für komplexere Gesellschaften, die Oberg noch als "Feudal type states" bezeichnet hatte. Damit eröffnete er eine Diskussion, welche die Beschäftigung mit dieser Phase sozialer Evolution bis heute begleitet, nämlich die, wo eine Trennlinie zwischen hoch entwickelten Häuptlingtümern und primitiven Staaten zu ziehen ist (Carneiro 1981: 41).

Marshall Sahlins verteilt um

Parallel aber unabhängig hatte Marshall Sahlins Untersuchungen an polynesischen Gesellschaften durchgeführt und war auf eine Obergs chiefdom ähnliche, im gesamten pazifischen Raum weit verbreitete, soziale Formation gestoßen (Sahlins 1958). Sahlins erster Beitrag bestand darin, neben den Beobachtungen zu kulturellen Indikatoren bzw. demographischen und politischen Strukturen, das wichtige Element der sozialen Schichtung hervorgehoben zu haben, das bereits Steward in seiner typologischen Beschreibung erwähnt hatte. Sahlins wies weiters darauf hin, dass verschiedene Stufen sozialer Stratifizierung auch mit verschiedenen und jeweils korrelierenden politischen Systemen zusammengingen. Er isolierte insgesamt vier Grade der sozialen Stratifizierung im pazifischen Raum: I (Hawaii, Tonga, Samoa, Tahiti), II a (Mangareva, Mangaia, Osterinseln, Uvea), II b (Marquesas, Tikopia, Futuna) und III (Pukapuka, Ontong Java, Tokelau). Obergs und Stewards Häuptlingtümer entsprachen seiner Stufe II der gesellschaftlichen Stratifizierung, die er – das Problem einer notwendigen komplexen inneren Differenzierung, das schon Steward aufgeworfen hatte, schlug sich hier unabhängig erneut nieder – in einen Typ II a und





einen Typ II b unterteilte. Sahlins konzentrierte sich im Weiteren auf die direkten politischen Möglichkeiten der Häuptlinge. Er schrieb ihnen unter anderem die Fähigkeit als charakteristisch zu, Güter zu konfiszieren, weltliche Verbrechen zu bestrafen und sich Privilegien eines Häuptlings anzumaßen. (Sahlins 1958: 11).

Sein zweiter Beitrag zur Weiterentwicklung des Konzeptes lag in der Betonung der "Umverteilung" (redistribution) als Basis der Macht und des Prestiges von Häuptlingen. Häuptlinge waren die Akteure, welche die allgemeine und den ganzen Stamm (hier im Sinne der Gesamtheit aller im jeweiligen Häuptlingtum zusammengefassten Siedlungen) umfassende Umverteilung vornahmen, d.h. Güter von der Bevölkerung einzogen und sie sodann zentral wieder an diese verteilten. Sie bezogen ihr Prestige aus der Freigiebigkeit, mit der sie Gaben verteilten und nutzen das so gewonnene Ansehen, um Kontrolle über soziale Vorgänge auszuüben. Sahlins Häuptlingtümer hatten damit nicht nur eine politische, sondern auch eine ökonomische Basis.

Sahlins sollte diese auch in seinen späteren Werken (Sahlins 1968: 24f.) weiter betonen und sorgte damit für den entscheidenden theoretischen Ansatz, welche die Entwicklung der Häuptlingtümer aus der vorhergehenden Stufe der kompetitiven Big Men-Gesellschaften erklärt. In solchen Big Men-Gesellschaften sind einzelne Siedlungs-/ Verwandtschaftsgruppen durch ein Netzwerk von reziproken Austauschbeziehungen verbunden. Verursacher - oder "Manager" - der für die Aufrechterhaltung der meist in Form exzessiver Feste stattfindenden Austauschvorgänge notwendigen Überschussproduktion sind jene als "Große Männer" bezeichneten Individuen, die sich gegenseitig durch die Abhaltung möglichst üppiger Gastmähler und Geschenkverteilung zu überbieten versuchen. Das so zwischen ihnen entstehende Wettbewerbssystem hält den Kreislauf des Austausches, der in Summe den Wohlstand und die Lebensqualität aller beteiligten Gruppen steigert, am Laufen. Indem der Große Mann Überschussproduktion anregt und Produkte hortet, die sodann aber bei den Umverteilungsfesten wieder vollständig und egalitär an alle Mitglieder der eigenen und aller geladenen Gruppen ausgeschüttet werden, legt er auf der Ebene des einzelnen Dorfes/Verwandtschaftsverbandes die Grundlage für ein System der Vorratshaltung und Umverteilung, auf das spätere Häuptlinge dann zurückgreifen können. Wichtig ist, dass der Big Man keinerlei materielle Vorteile aus seiner Aktivität schöpfen kann, dass er keine Macht akkumulieren kann, dass er keine Möglichkeit hat, seine Position weiterzugeben und dass innerhalb des Netzwerkes keiner eine dauerhafte Überlegenheit etablieren kann. Schon mit dem nächsten Umverteilungsfest, in dem ein anderer einen bisher erfolgreichen Big Man aufgrund zufälliger Faktoren (gute Ernte, Jagdglück) aussticht, kann sich die Ansehenshierarchie innerhalb des Netzwerkes vollkommen umkehren (vgl. den vorherigen Beitrag).

Elman Services großer (Ent)wurf

Während Oberg und Sahlins - zumindest nach außen hin - die Konventionen des in der Zwischenkriegszeit innerhalb der amerikanischen Ethnologie vorherrschenden Paradigmas des Historischen Partikularismus wahrten, und daher ihre Entwicklungssequenzen kulturkreisspezifisch auf Süd- und Zentralamerika bzw. die pazifische Inselwelt beschränkt sehen wollten, entwickelte Elman Service die partikulären Sequenzen in seinem Werk "Primitive Social Organization" (Service 1962) zu einem allgemeinen und global gültigen Modell weiter, weswegen der chiefdom-Begriff innerhalb der Disziplin häufig mit seinem Namen verbunden wird. Für Service war das

Häuptlingtum mit all den von seinen wissenschaftlichen Vorgängern isolierten Eigenschaften und Indikatoren mehr als nur die spezifische Beschreibung eines bestimmten Typs von Gesellschaftsordnung, der ähnlich in zumindest zwei deutlich voneinander getrennten Kulturkreisen auftrat. Im Sinne des von ihm vertretenen Neoevolutionsimsus verstand er darunter eine von vier Stufen sozialer Evolution (Horde (band), Stamm (tribe), Häuptlingtum (chiefdom) und Staat (state)). Service stand gemeinsam mit Julian Steward und Marshall Sahlins in der theoretischen Linie des "multilinearen Evolutionismus", welche die älteren Thesen des 19. Jahrhunderts von einer Sequenz evolutionärer Stufen, welche alle Gesellschaften durchlaufen müssen (vgl. Herbert Spencer bzw. Karl Marx/ Friedrich Engels) ablehnte. Stattdessen räumten die Neoevolutionisten der 1960er Jahre die Möglichkeit ein, dass Gesellschaften je nach den Bedingungen (Umwelt, Kulturkontakte) unterschiedliche (oder in ihrer Terminologie "spezielle") Entwicklungslinien beschreiten können, wobei aber das grundlegende Prinzip, dass alle Gesellschaften zu einer tendenziellen Zunahme der Komplexität und Dichte der Organisation im Interesse einer Anpassung an die jeweilige Umwelt und zur Bewältigung inner- und intergesellschaftlicher Konkurrenzsituationen (den Gesetzen der "allgemeinen", Darwin'schen Evolutionstheorie folgend) gezwungen sind, nicht in Frage gestellt wurde.

Auch sah Service unter dem Einfluss von Marshall Sahlins die ökonomische Basis und damit die Umverteilung als ursächlich für die Entstehung der Häuptlingtümer an. Sie wurde seiner Meinung nach von einer Situation begünstigt, in der die Sammlung und zentrale Umverteilung von Ressourcen in einem Zentrum einen Vorteil brachten: So z.B. wenn unterschiedliche, notwendige Ressourcen in einem Gebiet ungleichmäßig verteilt sind und nur





durch Austausch zwischen verschiedenen Zonen ein gleichmäßiger Zugang für alle ermöglicht wird oder, alternativ, wenn stark variierende Erträge die Notwendigkeit erzeugen, Mangel in einer Region durch Überschüsse aus einer anderen auszugleichen, wobei sich dies von Jahr zu Jahr ändern kann. Indem er Bedingungen definierte, die die Entstehung von Häuptlingtümern begünstigten, schuf er auch gleich die methodische Abgrenzung vom altmodischen unilinearen Evolutionismus des 19. Jahrhunderts. Die evolutionäre Sequenz war nicht mehr zwingend. Nur Gesellschaften, die die richtigen Stimuli erfuhren, entwickelten sich in die entsprechende Richtung. Andere mochten durchaus nie in diese Situation kommen - was erklärte, warum im ethnographischen Befund auch noch alle Stufen der Entwicklung anzutreffen waren. Der Evolutionismus des 19. Jahrhunderts hätte diese "Unterentwicklung" nur durch einen inhärenten Defekt der betroffenen Bevölkerung (meist "rassisch bedingte" Unterlegenheit) erklären können. Für Service war die Lage gerade umgekehrt: Gruppen, die sich nicht zu Häuptlingtümern entwickelten, hatten schlicht keinen Vorteil davon. Damit war Services Neoevolutionismus auch mehr im Einklang mit den Master-Principles der Darwin'schen Theorie an-

Häuptlingtümer durch Standortvorteile?

Service und Sahlins hatten – im Gegensatz zu Robert Carneiro (siehe unten) – an eine friedliche Verdichtung von Tauschnetzwerken zu Häuptlingtümern vermittels des Mechanismus der Umverteilung (Redistribution) geglaubt. In den kompetitiven Umverteilungsnetzwerken der Großen Männer lag ihrer Meinung nach bereits eine Dynamik begründet, die früher oder später zur Herausbildung von Häuptlingen führen würde. Die schleichende aber sich selbst verstärkende Ansammlung von Gewinnen bei dem einen oder anderen Großen Mann, vielleicht durch krisenhaften Entwicklungen (Kriege, Naturereignisse etc.) beschleunigt, führte früher oder später zu einer dauerhafteren Vorrangstellung eines der Big Men. Die Big Men-Netzwerke wären demnach eine Art Glücksspiel, bei dem – obwohl die Chancen scheinbar zufällig und gleich verteilt sind – am Ende doch der mit dem besseren Blatt gewinnt. In diesem Sinne konnte es auch zur Entstehung von Häuptlingtümern aus Tauschnetzwerken kommen, wenn es in einer ansonsten recht homogenen Landschaft an einem Ort eine Konzentration einer begehrten Ressource gab (etwa Salz, reiche Fischgründe oder Kontaktpunkte mit den Handelsnetzwerken zivilisierterer Völker). Die Monopolstellung einer Gruppe verschaffte ihr einen unüberwindlichen Startvorteil; die Karten waren in diesem Fall, um in der Metapher zu bleiben, gezinkt.

An die Überlegung, ob Tauschnetzwerke von Großen Männern durch einseitige Vorteile einer Gruppe früher oder später automatisch zu Häuptlingtümern würden, knüpfte sich bald die Frage, ob durch eine "künstliche" – sprich von außen kommende - Beeinflussung des dynamischen Gleichgewichts des Systems diese Entwicklung beschleunigt oder überhaupt erst herbeigeführt werden könnte. Namentlich versuchten Ethnologen und Historiker herauszufinden, ob der koloniale Kontakt mit europäischen Händlern in bestehenden Big Men-Systemen oder sogar Häuptlingtümern die politische Verdichtung verstärkt haben könnte. was sich – bekannt ist das Beispiel der Kongo-Reiche, welche unter portugiesischem Einfluss entstanden – als richtig erwies. Zentral für diesen Vorgang war die Einfuhr von nur einer geringen Menge von lokal nicht herstellbaren Gütern (meist Prestigegüter oder Waffen), welche jenen Gruppen gewissermaßen eine Trumpfkarte in die Hand gab, die einen Kontakt mit den auswärtigen Händlern eingingen. Man hatte damit einen weiteren Mechanismus entdeckt, der die Entstehung von Häuptlingtümern aus tribalen Gesellschaften bewirken konnte. Insbesondere im Auftreten sekundärer Häuptlingtümer und Staaten auf dem europäischen Kontinent unter dem Einfluss des bronzezeitlichen Handelsnetzwerkes der altorientalischen Zivilisationen sollte sich dieser Ansatz bestätigen. Rom sollte in vergleichbarer Weise Jahrtausende später die wenig dauerhaften germanischen Stammesverbände der frühen Kaiserzeit durch kontinuierlichen Handel, Subsidien an Klientelfürsten und Söldnerwerbung zu jenen expansiven, militaristischen und hierarchisch durchorganisierten gentes der Völkerwanderungszeit "entwickeln", denen es schließlich erlag.



"Du könntest dich ruhig ein wenig mehr anstrengen. Unsere Nachbarn sind neuerdings stratifiziert und bei uns herrscht immer noch Egalität! "Aber Schatzi, das ist doch nicht meine Schuld. Das liegt an der speziellen Evolution."

sich, die ja situationsbedingte Anpassung, nicht zwangsläufigen Fortschritt, postuliert.

Für Service waren also Häuptlingtümer vor allem redistributive Gesellschaften mit einem permanenten Zentrum – dem Häuptling, bzw. dem Dorf/der Sippe des Häuptlings – im Unterschied zu redistributiven Gesellschaften ohne permanentem Zentrum (akephale Gesellschaften), welche er als Stamm (tribe) bezeichnete. Diese akephalen Gesellschaften waren von einem System reziproker Umverteilung gekennzeichnet gewesen, in dem – durchaus in Form hochkomplexer

Umverteilungssysteme, wie sie Bronislaw Malinowksi anhand der Trobriander (Malinowski 1922) beschrieben hatte -, im Endeffekt und auf die lange Dauer des Systems gerechnet, jede Gruppe mit null Gewinn oder Verlust ausstieg, die Gesamtheit aber durch den laufenden Umverteilungszyklus, was Lebensstandard und Zugang zu Ressourcen betraf, profitierte. Häuptlingtümer waren seiner Meinung nach dadurch gekennzeichnet, dass die relative soziale Nähe oder Entfernung von der Gruppe des Häuptlings die Gewinn-/ Verlustbilanz einer Gemeinschaft moderierte d.h. wer dem Häuptling





durch Verwandtschaft, Gefolgschaft oder Wohnort nahe stand, würde am Ende mehr Gewinn aus dem System ziehen, als dem Häuptling fern stehende Gruppen. Während dies aufgrund der Erfahrung in allen späteren Gesellschaftstypen – unsere Eigene eingeschlossen – als banale Erkenntnis, ja fälschlicherweise als anthropologische oder gar biologische Konstante, erscheinen mag, zeigte eben erst die Beschäftigung mit Sammler und Jäger- bzw. tribalen Gesellschaften, was für ein fundamentaler Wandel in der Geschichte der Menschheit passierte, als vor ein paar tausend Jahren das Prinzip, dass alle gleich bedacht werden sollten, über Bord geworfen wurde, nachdem es in allen Gesellschaften der Gattung homo sapiens sapiens die 190.000 Jahre davor gegolten hatte.

Damit betonte Service ebenfalls im Gefolge Sahlins die Bedeutung der Stratifizierung – d.h. der Entstehung sozialer Klassen – für die Unterscheidung zwischen *chiefdoms* und *tribes*. Je größer und komplexer das Häuptlingtum, umso größer war auch der Unterschied zwischen den Extremen. Dieses im ersten Moment scheinbar willkürliche Verhalten bildete argumentativ die Brücke zwischen der ökonomisch-redistributiven Funktion des Häuptlings und seiner politischen.

Insgesamt ermangelte es Services Häuptlingtümern nämlich noch an jener politischen Durchsetzungskraft, die sie anderseits innerhalb seiner Systematik von voll entwickelten Staaten abgrenzte. Ein Häuptling genoss zwar hohes Ansehen (prestige), das er sich im Sinne von Sahlins durch freigiebige Umverteilung erworben hatte, seine politischen Durchgriffsmöglichkeiten blieben aber weiterhin beschränkt. Häuptlingtümer hatten somit zwar eine zentrale Entscheidungsinstanz und einen oder sogar eine Hierarchie von Umverteilungsknoten was sich etwa im Siedlungsbefund durch ein Zentralortesystem mit nachweislichen Speicherbauten,

Festplätzen, Heiligtümern etc. niederschlagen konnte – verfügten aber noch über keinen Machtapparat, der Entscheidungen dieser Zentralinstanz beliebig überall und jederzeit durchsetzen konnte. Der Häuptling blieb bei jeder Anordnung, die er ausgab – und erst recht im internen Konfliktfall – davon abhängig, dass das durch vergangene Zuwendungen gewonnene Wohlwollen der betroffenen Parteien deren aktuelle, manifeste Interessen überwog.

Damit wird auch klar, warum Häuptlingtümer, auch wenn sie sich aus egalitären Umverteilungssystemen entwickelt haben, automatisch Ungleichheit hervorbringen müssen. Der Häuptling wird tendenziell jene Gruppen, von denen er häufiger Kooperation einfordern musste (sein eigens Dorf, seine Kriegergefolgschaft, seine Berater) oder jene, die am ehesten in der Lage waren, zu ihm in Opposition zu treten (sein eigene Sippe – seine stirps regia, wenn man so will; die ebenfalls noch mächtigen, früher vielleicht souveränen oder von ihm eingesetzten Unterhäuptlinge etc.), regelmäßig mit mehr Gaben bedenken, um seinen aktuellen "Kredit" bei ihnen hoch zu halten, während weit entfernte oder machtlose Gruppen logischerweise dann umso weniger Zuwendungen erhalten oder gar aktiv geschröpft werden.

Auf die Umverteilung – vor allem von Nahrungsmitteln – führte Service dann auch die Fähigkeit von Häuptlingen zurück, Handwerker, Künstler und andere "full-time" Spezialisten zu unterhalten bzw. die Arbeitskraft von größeren Gruppen für einzelne Projekte zu mobilisieren. Damit konnten Häuptlingtümer einerseits in Kunst und Handwerk eine qualitativ neue Stufe technischer Perfektion erreichen. die Teilzeithandwerkern und -künstlern in akephalen Gesellschaften aufgrund mangelnder Zeit und zu geringer und zu unregelmäßiger Nachfrage einfach nicht möglich war. Zum anderen konnten Häuptlingtümer auch in der schieren Größe der von ihnen unternommenen Projekte alles bisher Dagewesene überbieten und weit reichende Bewässerungssysteme und Terrassierungen bzw. monumentale Tempel, Gräber oder Festungen etc. errichten. Im archäologischen Befund wäre also das Auftreten von Häuptlingtümern mit dem Auftreten von technisch innovativen Artefakten und monumentalen Bauten zu korrelieren (Service 1962: 170).

Colin Renfrew gräbt etwas aus

Services Konzept vom Häuptlingtum übersprang mit der geradezu enthusiastischen Aufnahme durch den britischen Prähistoriker Colin Renfrew (Renfrew 1973) die Grenzen der Disziplinen und fand Aufnahme in die prähistorische Archäologie Alteuropas. Ausschlaggebend für dieses "Borgen" von Konzepten aus einer Nachbardisziplin war wie so oft eine neue Erkenntnis, welche das herrschende Paradigma innerhalb der europäischen Ur- und Frühgeschichte in Frage gestellt hatte. Renfrew hatte durch seine systematische Anwendung der neuen Radiokarbonmethode die damals vorherrschende Chronologie der westeuropäischen Vorgeschichte in Frage stellen müssen. Die logische Implikation, dass etliche technisch fortschrittliche und architektonisch monumentale westeuropäische Befunde vor den gleichwertigen in Osteuropa entstanden waren, machte die bisherige Vorstellung einer Diffusion dieser Techniken von Ost nach West mit einem eigentlichen Ursprung im Nahen Osten unhaltbar.

Renfrew suchte nach einer Erklärung, die es ihm ermöglichte, das Auftauchen solcher Innovationen ohne die Notwendigkeit einer durchgehenden Transmissionssequenz bis zu den Zentren des Alten Orients zu erklären. Services Chiefdom-Theorie schien dies zu bieten. Anders als der vorherrschende Diffusionismus ermöglichte die neue Theorie eine Erklärung von archäologisch nach-





weisbaren "Spitzenleistungen" wie monumentalen Bauten oder metallurgischen Fortschritten auf Basis lokaler Bedingungen und entband den Archäologen von der – natürlich fruchtlosen – Suche nach "missing links" in den Räumen zwischen diesen Funden und den angeblichen Orten ihrer "Erfindungen" in den Hochkulturen des Alten Orients.

Renfrew kam folglich zu dem Schluss, dass Gesellschaften vom Chiefdom-Typ die westeuropäische Bronzezeit dominiert hatten und sprach sich explizit für den interkulturellen Vergleich mit rezenten Gesellschaften aus, um den Kenntnisstand über die sozialen Zusammenhänge in den prähistorischen Gesellschaften Europas zu erweitern. Er übernahm die wesentlichen Elemente der kulturanthropologischen Theorie wie Umverteilung als Hauptmotor, Stratifizierung, verwandtschaftsbasierte Privilegien, betonte demgegenüber aber explizit, dass er in den von ihm archäologisch untersuchten Fällen bereits von einer komplexeren Form von Häuptlingtümern ausging, in der Häuptlinge erster Ordnung (bei Service: paramount chiefs) Unterhäuptlinge (petty chiefs) zu einem hierarchischen System zusammengefasst hatten.

Renfrews Aufnahme des Chiefdom-Konzeptes machte es zu einem festen Bestandteil der New Archaeology auf ihrer Suche nach den soziopolitischen Strukturen vergangener - großteils prähistorischer -Gesellschaften, die trotzdem einen relativ hohen Stand technisch-materieller und damit sozioökonomischer Entwicklung erreicht hatten. Aus dieser Tradition kommend fand die Idee, dass die prähistorischen Gesellschaften der europäischen Bronzezeit – und jenseits der sich entwickelnden Staaten des Mittelmeerraumes auch der folgenden Eisenzeit - "Häuptlingtümer" waren, bald weite Verbreitung innerhalb der Archäologie, der Prähistorie und der lokalen Spezialdisziplinen wie der Mykenologie. Das all-

gemeine Abflauen des Interesses an sozial- und strukturgeschichtlichen Fragen ab den 90er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts verhinderte indes, dass sich das neoevolutionistische Modell innerhalb der Archäologie flächendeckend durchsetzen konnte. Dabei spielten auch nationale Wissenschaftstraditionen eine wichtige Rolle. Während im anglo-amerikanischen Raum im Gefolge Renfrews ein höheres Maß an Durchdringung erreicht wurde, zeigte sich etwa die kontinentaleuropäische Forschung weitgehend resistent gegen den Gedanken, dass germanische Urahnen oder hellenische Kulturmenschen mit irgendwelchen Wilden aus der neuen Welt vergleichbar sein könnten. Hier bevorzugt man immer noch die Rückprojektion historisch belegter Verhältnisse - auch wenn diese aus zweifelhaften epischen oder mythographischen Quellen "rekonstruiert" werden - auf die Prähistorie oder entwirft anlassbezogene Modelle auf Basis einer vorgeblichen Kenntnis des menschlichen "Geistes" an sich. Die prähistorische Archäologie konnte daher auch nur bedingt die Rolle einer Vermittlerin der auf empirischer, ethnographischer Basis entworfenen Modelle nichtstaatlicher Gesellschaften zu ihren Schwesterdisziplinen -, zu denen sodann eben auch die Geschichtswissenschaft zu zählen wäre –, dienen.

Inzwischen anderswo

In der Kulturanthropologie blieb die Entwicklung nach der Übernahme durch die Prähistoriker natürlich nicht stehen. Nahezu programmatisch fasste Robert Carneiro (Carneiro 1981) den Erkenntnisstand seines Faches zusammen. Carneiro's Mindestdefinition eines Häuptlingtums lautete: "Ein Häuptlingtum ist eine autonome, politische Einheit, welche aus einer Anzahl von Dörfern oder Gemeinschaften unter der dauerhaften Kontrolle eines Oberhäuptlings besteht." (Carnei-

ro 1981: 45) Er kritisierte mit dieser recht spartanischen Definition die vor allem auch durch die Aneignung des Konzeptes durch die prähistorische Archäologie überhandnehmenden Erweiterungen der hinreichenden Kriterien, um eine Gesellschaft als Häuptlingtum zu klassifizieren. Zahllose vorgeschlagene Indikatoren - Renfrew hatte bis zu 21 gesammelt - verunklärten seiner Meinung nach die Kategorie nur unnötig. Er griff mit seiner "bereinigten" Definition auf eine These von Herbert Spencer zurück, in der dieser vorgeschlagen hatte, Gesellschaften nach dem Grad ihrer Organisation in vier Typen zu teilen: Einfache (simple), Zusammengesetzte (compound), Zweifach (doubly) und Dreifach Zusammengesetzte (trebly compound). In einfachen Gesellschaften bildet jede Siedlungs- oder Lebensgemeinschaft (village/band) eine eigene, autonome politische Einheit. Zusammengesetzte Gesellschaften integrieren zuerst mehrere Siedlungseinheiten (compound), sodann werden mehrere bereits Zusammengesetzte Gesellschaften in eine größere politische Einheit verbunden und so weiter. Carneiro möchte dabei in Spencers compound societies Services Chiefdom wieder erkennen, während er demnach eine doubly compound society als Staat, eine trebly compound society als Reich (empire) klassifiziert. Er verbindet diese wegen ihrer Einfachheit gut anwendbare Systematik mit Beobachtungen lokaler Fachleute zur Staatsentstehung in Elam (Iran) und Alteuropa, die feststellten, dass eine als staatlich zu bezeichnende Gesellschaft zumindest drei Integrationsebenen (z.B. Dorf/Provinz/Reich) aufweist. Gesellschaften, die nur zwei Ebenen (Dorf/Häuptling) aufweisen, wurden von beiden bereits als Häuptlingtümer klassifiziert.

Carneiro gab zu bedenken, dass die Abgrenzung nach unten so zwar recht leicht möglich ist, für die Abgrenzung zum Staat hin fordert er aber weitere Kriterien ein und ver-







weist auf die schon früher in der Diskussion aufgetauchte Notwendigkeit, den Typ des Häuptlingtums in sich zu differenzieren. So lässt sich möglicherweise Stewards Unterscheidung in militaristische und theokratische Häuptlingtümer bestätigen, ebenso wie Colin Renfrew darauf aufmerksam machte, dass es im archäologischen Befund der britischen Inseln zumindest zwei deutlich unterscheidbare Formen integrierter Gesellschaften gab: Solche, in denen persönlicher Reichtum (wie aus den Siedlungs- und Grabfunden erkennbar) relativ wenig zu Tage tritt oder recht egalitär verteilt erscheint, aber auffällige Großbauten vorliegen; er nennt sie "group-oriented chiefdoms". Anderseits solche, in denen es eine deutlich erkennbare Ungleichheit in der Verteilung persönlichen Besitzes gab, in denen aber oft kaum Anzeichen für große, gemeinschaftliche Aktivitäten erkennbar waren; er nennt sie "individualizing chiefdoms".

Ein anderer Ansatz bestünde darin, nach dem Grad der politischen Integration zu differenzieren. Archäologen hatten bei der Untersuchung alteuropäischer Gesellschaften zwischen einfachen (simple) und komplexen (complex) Häuptlingtümern unterschieden, während Carneiro selbst drei Stufen vorschlägt: minimal, typical und maximal, die leider recht abstrakt bleiben.

Ein "Minimales Häuptlingtum" wäre demnach eines, dass seine oben zitierte Mindestanforderung erfüllt, sich aber nicht weit darüber hinaus bewegt. Es könnte, zumindest in der Theorie, aus nur zwei Siedlungseinheiten bestehen, von denen die eine die andere dominiert. Carneiro räumt aber sofort ein, dass solche Minimalhäuptlingtümer zwar theoretisch irgendwann einmal existiert haben müssen, aber - zumal sie im ethnographischen Befund eigentlich nirgends auftauchen – von bestenfalls transitorischer Natur gewesen sein können d.h. so rasch

anwuchsen, dass sie nirgends beobachtet werden konnten. Möglicherweise ist das Zwei-Dorf-Häuptlingtum nur ein Phantom. Wie die Auseinandersetzung mit akephalen Gesellschaften im vorangegangenen Artikel gezeigt hat, existieren auch in diesen schon Gruppierungen von Dörfern, die durch – noch – reziproke Austauschbeziehungen verbunden waren. Politische Autonomie bedeutet nicht notwendigerweise ökonomische Autarkie, wie das gesamte System der durch Gabentausch konkurrierenden Big Men zeigt. Auch wenn man Sahlins und Services Theorie von der friedlichen Verdichtung solcher Tauschringe zu Chiefdoms keinen Glauben schenken möchte, bleibt der Befund bestehen, dass auch die autonomen Siedlungen bereits in Netzwerke zum gegenseitigen Nutzen eingebunden waren. Ein Angriff – durch ein aufstrebendes Häuptlingtum - auf einen Knoten eines solchen Netzwerkes bedroht das Wohlergehen





Hierarchie vs. Heterarchie

Gute Beispiele für diese beiden Typen sind die Hallstadtkultur im Ostalpenraum (group-oriented) einerseits, die submykenischen und geometrischen Gesellschaften Griechenlands (individualizing) andererseits. Im berühmten Fundort Hallstadt liegt eine große Zahl von in ihrer Ausstattung sehr gering differenzierten, im einzelnen aber relativ gut ausgestatteten Gräbern in Kombination mit einem gemeinschaftlichen Großprojekt – dem Salzbergwerk nämlich – vor. Dagegen zeichnen sich die Gräberfelder der "Dark Ages" Griechenlands durch einen deutlichen Unterschied zwischen der Mehrheit einfacher Bestattungen und wenigen, großen Grabhügeln aus, wobei aber monumentale Großbauten in dieser Zeit fehlen. Dass dieser Unterschied nichts mit "Kultur" zu tun hat (kollektivistische Kelten vs. individualistische Griechen) zeigt sich daran, dass in anderen Gegenden des Raumes der Hallstadtkultur – so schon im nur wenig entfernten Donautal – monumentale Grabhügel ebenfalls vorkommen. Es können also lokale Gegebenheiten – in Hallstadt wahrscheinlich die Entstehung einer durch den Salzabbau und -handel wohlhabenden Bevölkerung – durchaus die Gestalt der entstehenden Gesellschaft beeinflussen.

Aus der jungen Wissenschaft der Kybernetik entlehnt, hat Dimitri Bondarenko (Bondarenko: 2005) vorgeschlagen, dass es prinzipiell zwei Ausprägungen von frühen, stratifizierten Gesellschaften (Chiefdoms also) geben kann: Hierarchische, in denen die Macht in einer Spitze kulminiert – also das, was die bisherige Forschung sich unter einem Häuptlingtum vorstellte – und heterarchische, in denen die Macht in einem elitären Netzwerk verteilt ist. An der Spitze einer Gesellschaft vom Typ chiefdom muss also nicht notwendigerweise ein chief stehen! Die politische Theorie der Antike führte eine ähnliche Diskussion unter den Schlagworten "Monarchie" vs. "Oligarchie" und könnte damit schon richtig gelegen haben. Um auch noch den dritten Kampfbegriff der klassischen Staatsformentheoretiker, die "Demokratie" einzubeziehen, sei daran erinnert, dass diese für die Zeitgenossen nie eine "Herrschaft aller", sondern lediglich die breiteste Form der Oligarchie war. Die Forderung lautete nie, dass wirklich alle mitregieren sollten, sondern es galt die Frage zu klären, wen man, abhängig von Besitz und Bürgerrecht, an der Macht beteiligen müsse, um den Staat optimal zu lenken.

Mit der Einführung des Heterarchiebegriffes entsteht indes die Gefahr, die Grenze zu vorhergehenden Big Men-Netzwerken zu verwischen. Beispiele für große akephale Föderationen gibt es an der nordamerikanischen Nordwestküste (Stichwort: Tlingit). Ihnen hatten auch tatsächlich mehrere Forscher den Charakter eines chiefdom zugeschrieben (Service 1962: 150, 153 oder Sanders/Price 1968: 49, 81). Tatsächlich (Oberg 1955: 476) hatten sich diese Stämme aber nie über das Niveau autonomer Dörfer – die aber durch außergewöhnlich weit reichende Netzwerke verbunden waren – hinaus entwickelt. Die Autorität der Anführer – in Krieg, Jagd, Fischfang – blieb auf ihre jeweilige Verwandtschafts- oder Siedlungsgruppe beschränkt und manifestierte sich nur zeitweise. Von einer dauerhaften oder oberhalb der Dorfgemeinschaft zentralisierten Machtbildung konnte hier keine Rede sein.

aller anderen Teilnehmer, so dass eine gemeinsame Gegenmaßnahme wahrscheinlich ist, was – entsprechend der Beobachtung, dass Große Männer in Kriegszeiten am meisten Macht ausüben – eine Art Kettenreaktion auslösen kann, die zur Bildung neuer, sekundärer, Häuptlingtümer führt. Auf diesen Mechanismus sollte Carneiro in weiterer Folge aufbauen und im Krieg den Motor für soziale Evolution sehen.

Ein "Minimales Häuptlingtum" umfasst also zumeist ein Dutzend Dörfer (Carneiro 1981: 47) mit nach Analyse der ethnographischen Beispiele - einer Bevölkerung in der Nähe von 1.000 Menschen. Als Beispiele führt Carneiro mehrere von Sahlins und Malinowskis pazifischen Insel-Chiefdoms an. Ein "Typisches Häuptlingtum" hätte alle charakteristischen Eigenschaften in ausgeprägter Form - man denke an die "Bestandsaufnahmen" von Steward bzw. Oberg - wäre aber insgesamt noch weit davon entfernt, staatliche Qualitäten auszubilden. Für solche typischen Häuptlingtümer zitiert Carneiro beispielhaft vor allem Ethnien im US-amerikanischen Südwesten, die während des 19. Jahrhunderts studiert werden konnten. Es sind ethnographisch gut beschriebene Gesellschaften mit je ca. 60 Siedlungen und einer jeweiligen Gesamtbevölkerung in der Größenordnung von 10.000 Individuen. Ein "Maximales Häuptlingtum" definiert sich dadurch, dass es von einem Staat kaum noch zu unterscheiden ist. Carneiros Beispiele sind Hawaii und Tahiti. Wesentlich ist, dass Gesellschaften vom Chiefdom-Typ weltweit und in großer zeitlicher Streuung auftreten. Carneiro unterstreicht damit Services Anspruch, in dieser gesellschaftlichen Formation einen allgemeinen evolutionären Typus zu erkennen (Service 1962: 143).

Robert Carneiro grenzt das Problem ein

Carneiro beschäftigte sich im Weiteren vor allem mit der Frage, wie Häuptlingtümer entstehen und wie sie sich zu Staaten weiterentwickeln (Carneiro 1970). In seiner sogenannten "Circumscription Theory" wies er anhand von Beispielen aus den Anden und dem Amazonasbecken darauf hin, dass mehrere Faktoren für die Bildung von komplexeren Gesellschaften notwendig sind. Er führte dabei kriegerische Gewalt, im Gegensatz zu Service und Sahlins, die noch der Umverteilungsfunktion des Häuptlings als integrativem Hauptmoment die größte Bedeutung beigemessen hatten, als entscheidenden Faktor für die Etablierung dauerhafter Machtstrukturen ein.

Carneiro ging von der Frage aus, warum sich, wenn redistributive Kreisläufe bei allen Gesellschaften auf der Ebene von Service's tribes zu beobachten sind, nicht früher oder später auch alle derartigen Big Men-Gesellschaften zu Chiefdoms weiterentwickelten und mutatis mutandis früher oder später alle Chiefdoms zu Staaten wurden. Er kritisierte damit die damals populären Theorien von V. Gordon Childe und Karl August Wittfogel zur Entstehung Früher Staaten, in denen ein solcher Automatismus enthalten war (siehe nächster Beitrag). Carneiros Meinung nach musste ein externer Faktor isoliert werden, der diese Entwicklung in Gang setzte, da ein inhärenter Faktor ja zu dem im tatsächlichen Befund nicht bestätigten Ergebnis geführt hätte, dass alle Gesellschaften denselben Weg – und unter ähnlichen ökologischen Bedingungen auch mit derselben Geschwindigkeit – hätten gehen müssen.

Carneiros Theorie zufolge war dieser externe Faktor Bevölkerungsdruck. Bevölkerungsdruck beschreibt ein Missverhältnis zwischen der vorhandenen Bevölkerung und den zur Verfügung stehenden Ressourcen. Zuerst führt ansteigende Bevölkerung - die dem alten Argument von Malthus entsprechend bei agrarischen Gesellschaften vorauszusetzen ist - dazu, dass Gruppen fissionieren, d.h. sich zerstreuen. Bildhaft gesprochen sucht sich einfach jedes neu einen Hausstand gründende Paar, für das in der heimatlichen Siedlung kein Platz mehr ist, etwas weiter weg neues Ackerland oder kleine Gruppen - meist verwandtschaftlich verbundener Kernfamilien – spalten sich gemeinsam ab und suchen einen neuen Siedlungsplatz auf. Sie bilden dort oder aus ihnen entsteht im Laufe der Zeit eine neue autonome Dorfsiedlung. Carneiro stellte genau diesen Trend rezent in den offenen Räumen des Amazonasbeckens fest. Weite Räume mit recht gleichmäßiger Ressourcenverteilung konnten durch agrarische Gesellschaften ohne die Notwendigkeit einer politischen Verdichtung im Zuge von Jahrtausenden langsam aber stetig "ersiedelt" werden. In keiner Region, auf die das zutraf, war in historischer Zeit auch nur annähernd die Sättigungsgrenze erreicht.

Auffällig war aber, dass gerade jene Räume, in denen sich die frühesten stratifizierten Gesellschaften und später auch die ersten Staaten bildeten, nicht durch großräumige, gleichmäßige Landschaften auffielen, sondern ganz im Gegenteil meist kleine, hochproduktive Zonen inmitten großer unwirtlicher Landschaften aufwiesen. Carneiros Beispiel waren die zum Meer hin offenen westlichen Andentäler Perus, die zwischen Meer, Küstenwüsten und hohen Gebirgen regelrecht eingezwängt wirken, trotzdem aber die meisten "Hochkulturen" des alten Südamerika hervorgebracht hatten. Parallelen zur mesopotamischen, ägyptischen, indischen und nordchinesischen Situation sowie zu der im Hochland von Mexiko drängten sich geradezu auf. Aus dieser Beobachtung entwickelte Carneiro seine Circumscription Theory, wobei das Wort circumscription eben jene





naturräumliche "Umgrenzung" beschreibt, die er für ausschlaggebend hält. Nur unter den Bedingungen eines deutlich umgrenzten Fruchtlandes konnte sich innerhalb von historischen Zeiträumen (zwischen dem Beginn des Ackerbaues und der nachweislichen Entstehung erster Hochkulturen also über ca. 6000 Jahre) jener Bevölkerungsdruck aufbauen, der sich in den weit offenen Räumen erst Jahrtausende später oder zum Teil bis heute nicht eingestellt hat.

Der Mangel an lebensnotwendigen Ressourcen unter dem Eindruck einer extremen Bevölkerungsdichte, so Carneiro, war es, der zu innergesellschaftlichen Spannungen führte, die von den traditionellen Tauschnetzwerken nicht bewältigt werden konnten. Diese waren gut darin gewesen, lokale kurzfristige Ausfälle innerhalb des Netzwerkes zu kompensieren. Wenn aber nun für alle und dauerhaft immer weniger zur Verfügung stand, gab es auch nichts mehr zu verteilen. Die betroffenen Gesellschaften gerieten unter sozialen Stress, der sich zuerst in gewaltförmigen Auseinandersetzungen äußerte. Carneiro zufolge führte somit Kriegsführung dazu, dass sich dauerhafte, hierarchische und zentralisierte Gruppen bildeten. Wahrscheinlich griffen in der ersten Phase von Carneiro's gewaltsamer Arrondierung nicht einzelne Dörfer einander an, sondern bereits bestehende Tauschnetzwerke von Großen Männern fielen übereinander her bzw. kamen ihren Mitgliedern zu Hilfe, wenn diese angegriffen wurden. Der Sieg einer Seite bedeutete die Unterordnung gleich einer Gruppe von besiegten Siedlungseinheiten unter eine Gruppe von Siegern, von denen aber die Siedlungseinheit/Verwandtschaftsgruppe des Führers der militärischen Expedition sicher den Löwenanteil an Ruhm und Beute einstrich und damit das Fundament zu seinem Aufstieg zu einem Häuptling legte. Aus den kollaborationsbereiten Großen Männern des eignen und der unterlegenen Netzwerke rekrutierten sich wahrscheinlich die Unterhäuptlinge des neuen, größeren Häuptlingtums. Der anhaltende Bevölkerungsdruck erzwang immer neue und immer intensivere Auseinandersetzungen zwischen immer größeren Häuptlingtümern.

Tatsächlich war die kriegerische Bedeutung des Häuptlings auch schon früher in der Diskussion aufgefallen und hatte sich unter anderem durch die "Kriegerbestattungen" im archäologischen Kontext und die Bedeutung, welche in der Bildwelt und den späteren schriftlichen Quellen aller frühen Staaten der kriegerischen Tüchtigkeit des Herrschers zugedacht war, bestätigt. Dass seiner Rolle als Kriegsanführer aber ein zentraler Faktor zur Herausbildung - und Aufrechterhaltung – der Gesellschaftsordnung darstellte, wurde erst durch Carneiros Beitrag innerhalb der Chiefdom-Diskussion herausgestrichen.

Carneiro hatte damit aber auch einen Mechanismus sichtbar gemacht, der die Verbreitung des Chiefdom-Systems aus den ursprünglichen Entstehungsräumen heraus verständlich machte. Simple Diffusion reichte dafür nicht aus. Die Bevölkerung in einem nicht umgrenzten Raum konnte sich den Aspirationen eines möglicherweise durch höher entwickelte Gesellschaften beeinflussten "Möchtegernhäuptlings" jederzeit durch Fission entziehen – sprich dem anmaßenden Großen einfach davonlaufen. Es bestand für Gesellschaften in offenen Räumen - und dazu zählt ein großer Teil Alteuropas – schlicht kein Anlass, sich soziopolitisch "weiterzuentwickeln" und, wie die rezenten Beispiele aus anderen Erdteilen zeigten, tat dies auch kein Stamm ohne guten Grund.

Carneiro machte nun darauf aufmerksam, dass die entstehenden Häuptlingtümer selbst einen Druck auf benachbarte Gesellschaften ausübten, der diese zur Transformation anregte. Als größere und besser organisierte Menschengruppen

deren raison d'être kriegerischer Natur war, waren sie allen benachbarten, weniger organisierten Gesellschaften auf dem Schlachtfeld zahlmäßig, organistorisch, durch Kriegserfahrung und bald auch technisch (man denke an den für Chiefdoms konstatierten Innovationsschub z.B. in der Metallverabeitung) - überlegen und von einem konstanten Bedürfnis nach kriegerischem Beutemachen, das ja der Ursprung der neuen Gesellschaftsform gewesen war, getrieben. Dies passte auch in Sahlins und Services Konzept des Umverteilungschiefs. Eine bessere Strategie als aus der eigenen Gesellschaft eingesammelte Güter ungleich umzuverteilen, war es allemal, von außen unter der Führung des Häuptlings geraubte Güter umzuverteilen, wurde damit doch nicht nur umgeschichtet und vorgesorgt, sondern der Gesamtwohlstand der eigenen Gruppe – auf Kosten benachbarter versteht sich – gesteigert. Für die Opfer gab es nur die Möglichkeit entweder zu fliehen und damit meist ihren Lebensstandard zu senken, sich zu unterwerfen – und damit Teil des Systems zu werden - oder selbst eine ähnliche Struktur aufzubauen, um dem Gegner militärisch gewachsen zu sein.

Häuptlingtümer erzeugten damit an ihrer Peripherie weitere (so genannte sekundäre bzw. secondary) Chiefdoms durch denselben Prozess, der sie selbst ins Leben gerufen hatte: Krieg. Dieser Prozess verläuft innerhalb eines Raumes mit exponentieller Geschwindigkeit, da mit jedem neuen Chiefdom, das sich bildet, der Druck auf alle verbleibenden autonomen Dorfgemeinschaften steigt und die Möglichkeit auszuweichen abnimmt. Carneiro spricht diesem Fall von social cirumscription, welche die zuvor entworfene environmental circumscription noch zusätzlich verstärkt. So kommt es, dass ausgehend von einem Kernchiefdom relativ rasch ganze Regionen den Umbruch durchmachen können, oder – auf globaler Ebene gesprochen - die Bildung der ers-





ten Häuptlingtümer in den Kernregionen der Alten Hochkulturen setzte eine Welle in Gange, die sich aufgrund der unterschiedlichen naturräumlichen Gegebenheiten und der davon abhängigen Lebensweise der Empfängerkulturen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit ausbreitete, so wie sich eine Schockwelle in unterschiedlich dichten Medi-

en unterschiedlich rasch verbreitet. Eine zweite Verdichtungswelle sollte durch die nächste Stufe der Entwicklung ausgelöst werden: Die Frühen Staaten.

LITERATUR

- M. D. SAHLINS, Poor Man, Big-Man, Chief: Political Types in Melanesia and Polynesia, Comparative Studies in Society and History V/1 (Oktober 1962), 285-303.
- E. SERVICE, Primitive Social Organization. New York 1962.
- R. L. CARNEIRO, Political Expansion as an Expression of the Principle of Competitive Exclusion, in: R. Cohen/E.R. Service (Hg.), Origins of the State. Philadelphia 1978, 205-223.
- B. J. PRICE, Competition, Productive Intensification, and Ranked Society: Speculations from Evolutionary Theory, in: B. R. Ferguson (Hg.), Warfare, Culture, and Environment. New York 1984, 209-240.
- K. OBERG, Types of Social Structure among the Lowland Tribes of South and Central America, American Anthropologist, New Series 57.3.1 1955, 472-487.
- J. STEWARD, Handbook of South American Indians. Washington D.C. 1948.
- R. L. CARNEIRO, The Chiefdom: Precursor of the State, in: Jones G. D./Kautz R. R. (Hg.), The Transition to Statehood in the New World, Cambridge 1981, 37-79.
- M. SAHLINS, Social Stratification in Polynesia. Seattle 1958.
- M. SAHLINS, Tribesmen. London 1968.
- B. MALINOWSKI, Argonauts of the Western Pacific. New York 1922.
- E. R. SERVICE, Primitive Social Organization. An Evolutionary Perspective. New York ²1962.
- A. C. RENFREW, Before Civilisation, the Radiocarbon Revolution and Prehistoric Europe. London 1973.
- D. BONDARENKO, A Homoarchic Alternative to the Homoarchic State: Benin Kingdom of the 13th–19th Centuries. Social Evolution & History 4/2 (2006), 18-88.
- K. CHASE, Firearms, A Global History to 1700. Cambridge 2003.
- C. KICKINGER, Facetten nomadischer Lebensweise, in: Hakami K./Steffelbauer I. (Hg.), Vom Alten Orient zum Nahen Osten. Essen 2006, 57-77.
- R. L. CARNEIRO, A Theory of the Origin of the State. Science 169 (1970), 733-738.
- E. SERVICE, Origins of the State and Civilization. New York 1975.
- J. STEWARD/L. FARON, Native People of South America. New York-Toronto-London 1959.







In Frühen Staaten ...

Frühe Staaten (early states) nennt man – zur deutlichen Unterscheidung vom modernen Nationalstaat – jene Gesellschaften, die grosso modo das eigentliche Thema der Alten Geschichte (oder ihrer kulturbezogenen Schwesterdisziplinen wie der Ägyptologie, Altorientalistik, (Alt)sinologie oder Mesoamerikanischen Archäologie) sind. Es handelt sich um hierarchisch organisierte, durchwegs schriftgebrauchende, urbanisierte, agrarische Gesellschaften, deren politische Einheiten von lokalen Stadtstaaten zu (sub)kontinentalen Imperien reichen. Die Forschung geht heute davon aus, dass es weltweit nur eine kleine Zahl von sogenannten pristine states (etwa "Urstaaten") gegeben hat, je einen in Ägypten, Mesopotamien, im Industal, in den chinesischen Flusstälern, in den Anden und wahrscheinlich je einen im Hochland und im Tiefland von Mexiko). Alle anderen Staaten der Antike bzw. präkolumbianischen Epoche sind secondary states, also Staaten, welche sich unter dem Einfluss (kriegerisch oder friedlich) der bereits existierenden pristine states gebildet haben.



Subsistenz und Arbeitsteilung

Alle Frühen Staaten sind Ackerbauerngesellschaften mit intensiver Landwirtschaft, die aufgrund ihrer Entstehung in den ariden Regionen sehr oft durch Bewässerungsfeldbau (oder Terrassenfeldbau bei Kartoffel- und Reisanbaukulturen) gekennzeichnet ist. Die notwendige Anlage ausgedehnter Bewässerungs- oderTerrassenbauten kann daher als typisch gelten. Aufgrund der Größe der Territorien und meist ungleichmäßigen Ressourcenverteilung ist schon auf der Ebene der Landwirtschaft eine lokale Spezialisierung (Getreidebau hier, Ölfruchtbau da, Viehzucht dort) erkennbar, die eine interne Umverteilung notwendig macht. Spezialisierung, vor allem im handwerklichen Bereich und die Konzentration von Handwerkern in (urbanen) Produktionszentren, trägt ebenfalls dazu bei. Frühe Staaten haben eine so komplexe und reichhaltige soziale Arbeitsteilung wie keine Gesellschaft zuvor. Die Umverteilung erfolgt meist in Gestalt einer redistributiven Palast- oder Tempelwirtschaft, in der alle produzierten Güter von zentralen Stellen - welche politisch oder religiös legitimiert werden – eingesammelt, gespeichert und nach "Bedarf" – wobei hier der der Herrschenden und weniger der Beherrschten gemeint ist - wieder ausgegeben werden. Diese Form des Austausches führt meist früher als später zur Herausbildung einer professionellen Bürokratie (Schreiber), die für ihre Zwecke eine Schrift oder ein ähnliches Aufzeichnungssystem entwickelt (vgl. die Knotenschnüre der Inka). Während in Stadt- oder Regionalstaaten die Umverteilung noch über ein Zentrum läuft, benötigen ausgedehnte Imperien eine Hierarchie von lokalen, regionalen und Reichszentren, wobei die lokalen und regionalen Zentren als Umverteilungsknoten dienen und der Reichzentrale aus logistischen Gründen nur hochwertige Güter oder später Gelder als Tribute schicken. Durch das nur lokale Vorkommen wichtiger Ressourcen - z.B. Salz, Metalle, Spezereien, Färbemittel - entstehen erste, weit reichende Handelsnetzwerke, z.B. das "Bronzezeitliche Weltsystem", das von Britannien und der Ostsee über Ägypten und den Nahen Osten bis Indien und Ostafrika reichte.



Demographie und Verwandtschaftsorganisation

Die eigentliche, demographische Revolution, welche sich parallel mit der Entstehung der Frühen Staaten abspielt, ist die Entstehung der Stadt. Urbane Lebensweise und ihre demographischen Effekte (Städte als *demographic sinkholes* für ländliche Überschussbevölkerung) treten damit erstmals auf. Städte sind das Produkt einer Kombination aus der stark zentralisierten Wirtschaft der Frühen Staaten mit aufblühenden Handelsnetzen und der systematischen Nutzung des Monumentalbaues zur Herrschaftsrepräsentation. Städtisches Leben und die damit verbundene Binnenmigration untergraben auch die früher dominante Stellung von Lokalgruppen und Verwandtschaftsverbänden.

Verwandtschaftsbindungen, welche in tribalen Gesellschaften und Häuptlingtümern sehr wichtig waren und teilweise politische und ökonomische Beziehungen vorgaben, verlieren in Frühen Staaten an Bedeutung. Die Zugehörigkeit zu einer Klasse (N.N., Schreiber), einer Berufsgruppe (N.N., Färber) einer territorialen Einheit (N.N., aus Nippur) beginnt die Zugehörigkeit zu einem Segment oder einem Clan an Bedeutung zu überflügeln. Nicht mehr der Clan oder die Sippe sind funktionale Einheiten der sozialen Absicherung, des Rechtsschutzes oder der militärischen Mobilisierung, sondern die Zugehörigkeit zu territorialen oder administrativen Einheiten, in letzter Konsequenz die Position des Einzelnen in Bezug auf die Spitze des Staates, beginnt diese Rolle zu übernehmen. Von den ausgeprägten Verwandtschafts- und Allianz(Heirats)netzwerken vorstaatlicher Gesellschaften bleibt meist nur mehr die Linearität (Abstammung) als Medium der Weitergabe sozialer Stellung und von Besitz und Prestige übrig.



Politische Integration und soziale Stratifizierung

Die wesentliche politische Neuerung in Frühen Staaten ist die Fähigkeit der Herrscher ihre Anordnungen verbindlich durchzusetzen. Die exekutierenden Personen müssen nicht länger durch Zuwendungen bestochen werden, sondern betrachten sich als Funktionäre des Staates und erfüllen ihre Aufgaben wie selbstverständlich. Der Mechanismus, der zu dieser Änderung im Selbstverständnis führt, ist wahrscheinlich in der länger dauernden Erfahrung einer erfolgreichen Kooperation mit dem Staat oder in einer (manchmal gewaltsamen) Domestikation der Eliten zu suchen. Die Eliten lernen, dass sie auf Dauer besser fahren, wenn sie kooperieren und beginnen sich mit dem Staat zu iden-





tifizieren. Eine effektive Abschließung der herrschenden Schicht, die auch durch die Staatsspitze garantiert wird – Bildung einer privilegierten Aristokratie, Priesterelite oder Palastelite – dienen als zusätzlicher Ansporn, das System mit zu tragen. Es entstehen permanente und personenunabhängige Institutionen (z.B. König, Wesir, Provinzgouverneur, Schatzmeister, Heerführer etc.), deren geregeltes Zusammenwirken den Herrschaftsapparat ausmacht. Anders als in Häuptlingtümern muss Macht nicht mehr beständig persönlich "erkauft" werden, sondern ist an das jeweilige Amt gebunden. Wiederum garantieren Staatsspitze und Elite einander diese Sicherheit wechselseitig. Staatlichkeit beruht sehr wesentlich auf der Kooperation der Elite mit der Führung, wobei Sicherheit und Dauerhaftigkeit der Privilegien und Position den wesentlichen – wechselseitigen –Vorteil darstellen.

Frühen Staaten wohnt aber immer ein atavistischer Rest aus den unsichereren Häuptlingtümern inne. In der historischen Literatur wird dieser Gegensatz oft zwischen dem "König/Herrscher" und dem "Adel" sichtbar. Grob gesprochen versucht der Herrscher die staatliche Seite zu stärken, während der Adel seine Unabhängigkeit zu erhalten versucht, indem er klassische Tugenden aus *chiefdom*-Zeiten betont: Verwandtschaft, Gefolgschaft, lokale Machtbasis, Freigiebigkeit, kriegerische Bewährung etc. Als lange Zeit höchste Entwicklungsstufe politischer Integration in agrarischen Gesellschaften "leiden" Staaten besonders stark unter dem Phänomen der "Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" und enthalten dabei Rudimente aller früheren Entwicklungsstufen.

Frühe Staaten integrieren nicht nur ihre eigenen Bevölkerungen in ein systematisch durchgestaltetes hierarchisches System, sie sind auch in der Lage, andere Staaten sowie Gesellschaften auf anderen Entwicklungsstufen an sich zu binden. So werden aus Frühen Staaten – die meist als lokale Stadtstaaten beginnen – Imperien, die um einen Kern aus staatlich verfassten Gemeinwesen oft eine Peripherie von barbarischen Klientelfürsten (=chiefs) und verbündeten tribalen Konföderationen scharen. Staaten können daher alle anderen Formen politischer Integration an Größe und Dauerhaftigkeit übertreffen, was ihren politischen Vorrang – der im Endeffekt ein militärischer ist – garantiert.

EDITION WELTREGIONEN

Band 18: Nordamerika Geschichte und Gesellschaft seit dem 18. Jahrhundert

Margarete Grandner/Marcus Gräser (Hg.) ISBN 978-3-85371-290-0, 256 Seiten, 2009, Promedia-Verlag

Inhalt

Marcus GRÄSER – Margarete GRANDNER: Vorwort

Sven BECKERT: Globalgeschichte der USA

Thomas FRÖSCHL: Die Entstehung der USA und Kanadas im Zeitalter der Atlantischen

Revolution, 1760 bis 1815

Marcus GRÄSER: Der Bürgerkrieg und das amerikanische 19. Jahrhundert

Frank SCHUMACHER: The American Way of Empire. Die USA im Zeitalter des Imperialismus, 1865–1914 Axel JANSEN: Der Kriegseintritt 1917 als Scharnierstelle des U.S.-amerikanischen Nation Building«

Margarete GRANDNER: Wohlfahrtsstaat zwischen New Deal und Great Society

Axel R. SCHÄFER: Die USA im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg

Jürgen WILZEWSKI: Hegemoniale Macht und Empire: Die USA in der Weltpolitik seit dem Ende des Kalten Krieges

Birgitta BADER-ZAAR: *Citizenship* im multikulturellen Kontext. Grundrechte und ethnische Pluralität in den Vereinigten Staaten und Kanada vom späten 18. bis zum 20. Jahrhundert

Christian LAMMERT: Zwischen Einheit und Desintegration. Geschichte Kanadas seit 1867

Hans-Jürgen PUHLE: Die Mythen der »New Nation-

Ursula PRUTSCH: Lateinamerika und die USA – eine konfliktreiche Beziehungsgeschichte (1823–2008)

Bestellungen

Verein für Geschichte und Sozialkunde c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien

Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien -Tel.: ++43/1/4277/41330

E-Mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at www.http://vgs.univie.ac.at



Margarete Grandner / Marcus Gräser (Hg
Nordamerika
Geschichte und Gesellschaft
seit dem 18. Jahrhundert

PR<u>PMEDIA</u>



States make war and war makes states

Das Ende des Anfanges im österreichischen Geschichtsunterricht

Wenn man die Frage stellt, wo Zivilisation und damit Staatlichkeiten begannen, ist die Antwort westlicher Historiker – man könnte sagen, seitdem Herodot, der Vater der Geschichtsschreibung, den Ägyptern das größte Alter unter allen Völkern zubilligte – "im Osten". Lange Zeit war daher der Alte Orient ein wichtiger Teil des modernen, westlichen Selbstverständnisses. Nicht nur, dass wir Objekte wie "Pyramiden" oder "Tempel" als Ausdruck hoch stehender kultureller Leistungen betrachten und regelmäßig als Touristen in die Regionen pilgern, die diese sagenumwobenen "Kulturschätze" beheimaten, wir sind uns auch vollkommen im Klaren darüber, dass es nicht nur diese materiellen Dinge sind, sondern die "Zivilisation" schlechthin, die wir den Menschen des Alten Orients in der ein oder anderen Weise zu verdanken haben. Dass wir diese tiefere Einsicht auch den Jüngeren und Jüngsten unserer Gesellschaft nicht vorenthalten wollen, ist nicht weiter verwunderlich, und tatsächlich nahm für lange Zeit der Alte Orient einen wesentlichen Platz in unserer Schulbildung ein. Noch im letzten gültigen Lehrplan für die AHS waren die "Typische(n) Merkmale früher Hochkulturen" das erste Thema, das im chronologischen Überblick behandelt werden sollte.

Für den aktuellen Lehrplan kamen die Verantwortlichen offenbar zur Ansicht, dass es am einfachsten ist, Schüler zu brauchbaren Bürgern eines modernen Staates zu erziehen – wozu die systematische Einbeziehung der politischen Bildung ein klares Bekenntnis ist, wenn man sie nicht mit dem Problem belastet, dass so etwas wie ein Staat auch irgendwann einmal entstanden sein muss. Seitdem beginnt die Geschichte, sofern sie in der Allgemeinbildenden Höheren Schule vermittelt wird – und, machen wir uns nichts vor, dies ist die umfassendste historische Bildung, die in diesem Land in einer Schule zu haben ist - mit den "Alten Griechen" und ihren schön übersichtlichen Stadtstaaten. Dass, in Zeiten, in denen verantwortungsbewusste Gelehrte jede Gelegenheit nutzen, gegen die Polarisierung zwischen "Orient" und "Okzident" anzuschreiben und zu reden, gerade diese lange anerkannte Verneigung des Westens vor dem Osten aus unseren Lehrplänen verschwindet, spricht nicht gerade dafür, dass die Verfasser im Geiste schon in einer globalisierten Welt angekommen sind. Man muss kein schon fast an Verschwörungstheorien heranreichendes Bild westlicher Historiographie vertreten, wie es Martin Bernal (Bernal 1987ff.) in seiner "Black Athena" tat, um die im Sinne einer Überwindung eurozentrischer Vorurteile bedenkliche Entscheidung zu kritisieren, die Geschichtsdarstellung mit der ersten "westlichen" Hochkultur beginnen zu lassen. Zumal die Vereinnahmung der griechischen Antike für chauvinistische Zwecke gerade im deutschen Sprachraum eine lange und unrühmliche Geschichte hat (vgl. Mandl 2007).

Der Staat war, sofern es die österreichische Geschichtsvermittlung in der Schule betrifft, also schon immer da. Was vorher war, kann man

getrost vergessen, solange man am Ende nur weiß, wie der Bundespräsident (oder mittlerweile wohl der Präsident der Europäischen Kommission) heißt. Ein zweifellos nützlicheres Wissen, da dies ja auch eine sehr beliebte Frage bei Entmündigungsverfahren ist. Die Kritik an der Ausklammerung der Fragestellung, was denn eine "zivilisierte", "staatliche" Gesellschaft ausmacht, ist dabei nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Die Aufgabe, die Entstehung der "Frühen Hochkulturen" erklären zu müssen, zwang immerhin die vorherige Generation von Lehrenden noch - und Schulbuchautoren, auf deren leichter zitierbare Ergebnisse sich die folgende Betrachtung zu Anfang stützt -, hier Farbe zu bekennen. In Zukunft werden Staat und Herrschaft, Könige und Priester, Städte und Armeen, Schrift und Bürokratie schlicht zu "Gegebenen", zu fixen Faktoren in der Gleichung der Geschichte, ohne die menschliche Gesellschaft schlicht nicht denkbar ist. Die fundamentale Zäsur im Dasein der Gattung Mensch auf diesem Planeten, die ausgehend von der neolithischen Revolution vor 12.000 Jahren dann zur Entstehung der ersten Staaten vor 4-6.000 Jahren führte, ist damit aus dem Gedächtnis kommender Generationen getilgt. Das Schicksal und die Lebensweise von Millionen Menschen und hunderten Ethnien in Vergangenheit und Gegenwart die Eric R. Wolf einst "Völker ohne Geschichte" nannte - ist damit ein weiteres Mal für bedeutungslos erklärt worden. Der Staat und seine Institutionen – und bald, so möchte man vermuten, auch die kapitalistische Wirtschaftsweise - ist somit geworden, was die Götter Ägyptens und Mesopotamiens, wo er einst geboren wurde, schon waren: immer und ewig, zumindest in den Köpfen derer, die durch unser Schulsystem gehen und danach in ihrem Leben nie mehr die Gelegenheit haben, ihre eigenen Fragen an die Anfänge der Geschichte zu stellen.





(

Was früher einmal wahr war

Schulbücher, die eigentlichen Träger der Schulbildung, sind nicht nur ein Spiegel unserer Sozialisation, sie sind zumeist auch "Weltgeschichten" und, wie für solch gewagte Unternehmungen üblich, klärt man zu Beginn wichtige Begriffe, auf die die Leser im Laufe der Lektüre immer wieder zurückgreifen werden. Für die Verfasser meines Schulbuchs (im Jahr 1997 noch in Verwendung), das sicher als typisch für die Ära gelten konnte, in der die Frage nach dem Ursprung von Zivilisation und Staat noch beantwortet werden musste, umfasst "Kultur" "alle geistigen Werte und Schöpfungen des Menschen. Damit sind beispielsweise Religion, Schrift, Recht oder die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaften typische Merkmale von Kultur." (Hasenmayer 1987: 7) Doch selbst zu dieser sehr eingeschränkten Sichtweise auf Kultur (die folglich nur einen verschwindenden Teil der menschlichen Gesellschaften, die es je gegeben hat, mit einschließt) gibt es noch eine Steigerung, denn "Zivilisation" ist bereits eine "verfeinerte Lebensweise. Diese ist die Folge der materiellen Leistungen und Schöpfungen des Menschen, stetiger wirtschaftlicher und technischer Weiterentwicklung, was Wohlstand und Technisierung des Lebens bringt." (ebenda) Inhaltlich setzt sich dieses Muster fort und nach einer kurzen Abhandlung der "Vorgeschichte" (also etwa 99% unserer Menschheitsgeschichte) ist man bei den ersten Zivilisationen des Orients angelangt, bei denen sich - natürlich – genau diejenigen Merkmale finden lassen, die kurz zuvor festgelegt wurden.

Mein Schulbuch geht über eine reine Beschreibung dieser orientalischen Zivilisationen hinaus und gibt auch Gründe und Voraussetzungen für ihr Entstehen an, die sich im Wesentlichen auf drei reduzieren lassen: Zunächst war "Extreme Fruchtbarkeit des Landes" die

Bedingung dafür, dass "die Ernteerträge des Landes neben den Menschen, die als Bauern die Lebensmittel produzierten, als Nahrungsmittel auch noch vielen anderen genügten. Diese konnten in verschiedenen Berufen, vor allem aber als Wissenschaftler und Künstler arbeiten." Als zweiter Punkt wird die "Errichtung von Herrschaft und Staat" als entscheidend angeführt, denn "der Boden dieser Räume war zwar fruchthar doch mussten die Menschen in Gemeinschaftsarbeit Dämme und Kanäle bauen, mit denen sie das Kulturland gegen Überschwemmungen schützen und gleichzeitig das kostbare Wasser für die Trockenzeit speichern konnten. So besaßen die Hochkulturen gegen Ende des 3. Jahrtausends fast durchwegs große Bewässerungssysteme. Ihretwegen musste das Einzelinteresse zum Wohle der Allgemeinheit zurücktreten." Zum Schluss (und vielleicht am wichtigsten) wird die "Hohe geistige Entwicklungsstufe der frühen Hochkulturen" ins Feld geführt, die dazu geführt haben soll, "dass sie ihren Zeitgenossen weit überlegen waren. So standen diese Völker bereits Ende des 4. Jahrtausends auf einer so hohen geistigen Stufe, dass sie Leistungen, wie die Entwicklung der Schrift, vollbringen konnte. Anderen Völkern war dies erst später – manchen bis heute noch nicht - möglich." In den meisten Schulbüchern ist die Frage nach den *Ursachen* dieser Entwicklungen auf wenige Absätze beschränkt, die restlichen Teile des Kapitels dienen zumeist der Beschreibung von Pharaonen, Tempeln, Pyramiden, Mumien und der Aufzählung vermeintlich wichtiger Ereignisse. Da sich die meisten Menschen nach ihrer Schulzeit mit solchen Dingen nicht mehr wirklich intensiv auseinandersetzen, ist es nicht übertrieben zu behaupten, dass das unser dominantes Bild von den ersten staatlich verfassten Gesellschaften der Geschichte ist.

Die Grenzen der Geschichte

Historische Darstellungen akademischer Natur kommen zwar ohne derartige explizite Werturteile aus und sind natürlich weitaus detaillierter in ihren Ausführungen, sie unterscheiden sich in der Regel aber nicht prinzipiell von denen eines modernen Schulbuchs (immerhin handelt es sich in den meisten Fällen auch bei den Schulbuchautoren um ausgebildete Historiker). Insofern ist die Geschichte der Alten Hochkulturen schnell geschrieben, auch wenn eine wie immer geartete historische Darstellung, wenn überhaupt, Ursprung, Form und Wandel der orientalischen Kulturen vielleicht zu beschreiben, aber sicher nichts davon zu erklären vermag. Denn wie der Anthropologe Marvin Harris richtig feststellt, ist zwar die Geschichte ieder einzelnen der so genannten "Hochkulturen" von starken Schwankungen, zahlreichen speziellen historischen Ereignissen und vielen kulturspezifischen Eigenheiten geprägt, aber "doch besaßen das alte China, Indien, Mesopotamien und Ägypten bei all ihren kulturellen Unterschieden fundamental ähnliche Systeme der politischen Ökonomie. Jedes hatte eine hochzentralisierte Klasse von Bürokraten und erblichen despotischen Herren, die göttliche Mandate beanspruchten oder als Verkörperung der Götter betrachtet wurden. Ausgezeichnete, von der Regierung unterhaltene Straßennetze, Ströme und Kanäle, verbanden jeden kleinen Weiler und jedes Dorf mit den Provinz- und den nationalen Verwaltungszentren." (Harris 1990: 199)

Natürlich ließe sich diese Liste mit etwas despektierlicheren Eigenheiten solcher Gesellschaftsformen noch fortsetzen (Sklaverei, Zwangsarbeit, Unterdrückung, Völkermord, etc.), doch worauf Harris hinaus will, scheint klar: Will man sich nicht dem historischen Partikularismus ergeben, sondern konzentriert man sich auf die gemeinsamen Elemente von Kulturentwicklung,







kommt man um die Hypothese nicht herum, dass wir es vielleicht bei all diesen Gesellschaften mit ähnlichen Umständen zu tun haben, die einen zu einem ähnlichen Ergebnis führenden Prozess bedingten. Laut Harris lässt sich die "besondere Fähigkeit der Bewässerungskulturen zur Restauration – den häufigen dynastischen Stürzen und immer wiederkehrenden Eroberungen zum Trotz – (...) aus dem Zusammenspiel zwischen ihren politischen Strukturen und ihrer grundlegenden ökologischen Anpassung herleiten." (Harris 1990:202) Und Anpassung ist zweifellos eine Frage von Umständen. Doch was waren das für Umstände? Ist es möglich, dass unter den scheinbaren Zufällen und Eigenheiten der vielschichtigen Geschichte doch so etwas wie soziokulturelle Gesetzmäßigkeiten liegen?

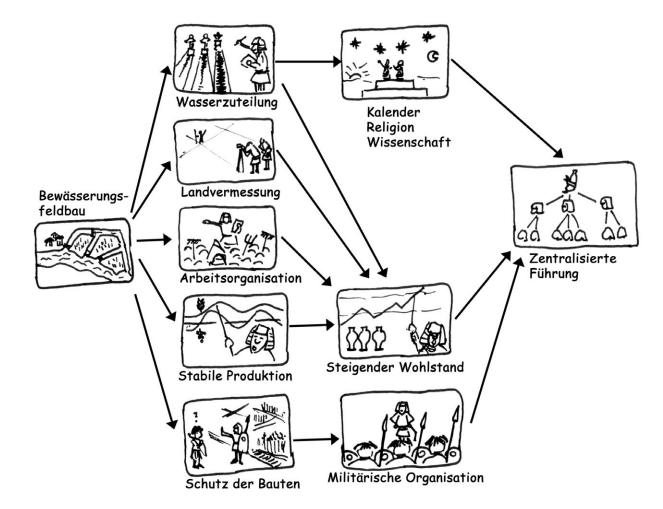
Wittfogels "Wasserfalle"

Die wissenschaftliche Theorie, auf der die in unseren Schulbüchern angeführten Beschreibungen basieren, geht im Wesentlichen auf einen deutschen Soziologen zurück: Karl A. Wittfogel (1896–1988). Wittfogel, ein "Sprössling" der einflussreichen Frankfurter Schule unter Horkheimer und Adorno, ging früh über die zwar ambitionierten, aber besonders in ihrem Vergleichshorizont eingeschränkten Ansätze seiner Lehrer hinaus und versuchte quasi im Alleingang eine Antwort auf eine der damals zentralen Fragstellungen der historischen Sozialforschung zu finden. Die Entwicklung und das Funktionieren "sozialer Ungleichheit" war ein Thema, das sich bei praktisch allen von der marxistischen Analysemethode beeinflussten Forschern in der einen oder anderen Form wiederfindet und dem Wittfogel einen Großteil seiner wissenschaftlichen Laufbahn widmete.

Methodisch gesehen ist es nahe liegend, sich zu diesem Zwecke diejenigen Gesellschaften auszusuchen, bei denen dieses Merkmal am stärksten ausgeprägt war. Und genau das tat Wittfogel. Durch seinen wissenschaftlichen Background darauf trainiert, ging er daran, die wahren Ursachen in der "Basis", also in der speziellen Ökonomie der orientalischen Gesellschaften aufzuspüren, bei denen man seit dem 19. Jahrhundert den Ursprung der Zivilisation suchte. Er richtete - ausgehend von marxistischen Überlegungen zur "Asiatischen Produktionsweise" (welche sich schon in den Schriften von Marx in vielerlei Hinsicht von "üblichen" marxistischen Überlegungen unterschieden) - sein Augenmerk auf diejenige Ressource, die damals wie heute im "Orient" von entscheidender Bedeutung war: Wasser.

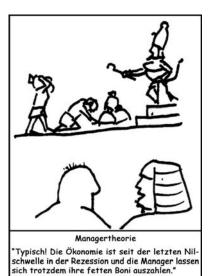






"Hydraulische Zivilisationen", wie sie Wittfogel dementsprechend nannte, sind Gesellschaften deren Landwirtschaft auf großflächiger und kontrollierter Bewässerung basiert. Als Beispiele für derartige Gesellschaften, führte er zwar in erster Linie das antike Mesopotamien und Ägypten an (die er als prototypisch ansah), listete aber andere Kulturen auf, die ebenfalls seinem Modell entsprechen würden, darunter alle später sogenannten "pristine states" (also Staaten, die ohne Beeinflussung anderer Staaten entstanden waren), wie zum Beispiel die alten Kulturen im heutigen China, Indien, Mexiko und Peru. Die "Orientalischen Despotien" lagen also nicht zwangsläufig alle im Orient.

Abgesehen von Wittfogels stark universalistischem Anspruch, ist die eigentliche Argumentation, die er in seinem Buch "Die Orientalische Despotie" (1957) entwirft, zunächst durchaus schlüssig: Die "hydraulischen Zivilisationen" unterscheiden sich insofern stark von anderen Kulturen, als es in den jeweiligen Gebieten notwendig war, die Ressource "Wasser" in einer besonderen Weise zu nutzen. Er glaubte, dass, wo immer jene Art von intensiver Bewässerung vorkam, sie auch eine zentralisierte Kontrolle erforderte, um dieses großflächige Unternehmen zu leiten. Die Verantwort-



lichen, die diese (somit notwendige) Kontrolle ausübten, standen an der Spitze der Gesellschaft und monopolisierten zwangsläufig sowohl die politische als auch die ökonomische Macht. Das Resultat dieses Prozesses war ein "Manager-Staat", in dem ein "Manager", sprich Monarch, uneingeschränkt und – im wahrsten Sinn des Wortes – gottgleich regierte.

Einer wissenschaftlichen Argumentation entsprechend, entwickelte er von dieser Hypothese ausgehend eine Kausalkette, die sich wie folgt darstellt: War die großflächige Bewässerung einmal entwickelt, so setzte sie quasi mehrere Prozesse parallel in Gang, die die betroffenen Gesellschaften grundlegend verändern sollten. Nicht nur musste der Bau der gewaltigen Anlagen koordiniert und die Wassermassen in weiterer Folge reguliert werden - einmal in Betrieb, versprach die neue Technologie eine völlig neue und effiziente Möglichkeit die Produktivität zu steigern, was wiederum immer mehr Menschen die Möglichkeit bot, sich in immer größeren Städten zusammenzufinden. Innerhalb dieser Städte, die von außerhalb versorgt wurden, mussten nicht mehr alle Menschen im direkten Produktionsprozess tätig sein, eine große, aber begrenzte Anzahl von ihnen ging nun spezialisiertem Handwerk nach. Plötzlich gab es Berufe wie Töpfer, Metallarbeiter, Richter, Schreiber (die vor allem zur Koordinierung des erwirtschafteten Überschusses eingesetzt wurden) und – nicht zu vergessen – Wissenschaftler. Die Arbeitsteilung in diesen Gesellschaften war ohne Zweifel größer als die in jeder anderen Gesellschaft zuvor. Doch auch nach außen zeigten sich grundsätzliche Veränderungen. Sowohl die Bewässerungsbauten, als auch die größere Anzahl von Menschen (bzw. leicht verwundbare Bauern) und vor allem der durch die erhöhte Produktivität erzielte Wohlstand bedurften natürlich eines besonderen Schutzes. Es war somit nur eine Frage der Zeit bis diese Gesellschaften auch einen großen militärischen Apparat hervorbrachten, an dessen Spitze sich wiederum eine kleine Elite fand, womit sich der Kreis zur notwendigen sozialen Stratifikation wieder schließt. Immerhin erfordern militärische Aktivitäten nicht weniger Leitung und Koordinierung wie der Bau großer Bewässerungsanlagen.

Obwohl ihm durchaus bewusst war, dass auch bei tribalen Organisationen gewisse Formen von Herrschaft auftreten konnten, sind diese – so argumentierte Wittfogel – an bestimmte Personen gebunden und zusätzlich "abgefedert" durch ein bestehendes Verwandtschaftssystem. Mit dem Auftreten der orientalischen Zivilisationen jedoch, etablierte sich eine völlig neue Herrschaftsform, die unabhängig von bestimmten Personen funktionierte und permanente Institutionen aufwies.

Kritik und Gegenkritik

Wittfogels Theorie war zweifellos die bis dahin schlüssigste Theorie, die die Entwicklung antiker Zivilisationen und die damit verbundene Entstehung von systematischer Arbeitsorganisation und sozialer Stratifikation darstellte. Doch so genial einfach seine Theorie anmutete, so war sie – wie sich leicht erahnen lässt – für manche *zu* einfach. So ließ die Kritik nicht lange auf sich warten.

Karl Butzer (Butzer 1976), ein amerikanischer Archäologe, wandte ein, dass der Wettstreit um Wasser in Ägypten viel eher auf die lokale Ebene bezogen werden sollte: Zwar gab es in weiterer Folge einen zentralisierten Staat, aber die Kontrolle, die dieser bis hin auf die lokale Ebene ausüben konnte, war stark beschränkt, vor allem in Hinblick die Regulierung der Bewässerung. Laut Butzer seien die wirklichen ökologischen Probleme auf lokaler Ebene behandelt und gelöst worden. Somit scheint es, dass Butzer die Umwandlung von autonomen kleineren Gesellschaften entlang des Niltals





vielmehr als graduelles Phänomen ansah, als wirklich als qualitativen Sprung über einen großen Zeitraum hinweg. Für ihn war das Bewässerungssystem auch in pharaonischer Zeit stark dezentralisiert. Als Beweis für seine These führt er an, dass die Nilebene in eine Reihe natürlicher Becken zerfällt und die dementsprechende Anlage von Staubecken zwar den Einsatz der gesamten Bevölkerung dieser Einheit erforderte, aber darüber hinaus keine Koordination mit anderen Einheiten notwendig bzw. keine Kontrolle über diese möglich war.

Wie Harris betont ist Butzers Schluss aber insofern falsch, als "jede Staubecken-Einheit mindestens zwei Nachbarn hatte - einen stromaufwärts und einen stromabwärts. Wurde es verabsäumt, die Deiche zwischen den Becken und die Rückstaukanäle instandzuhalten, so wurde bei Hochwasser möglicherweise das stromabwärts gelegene Becken unkontrolliert überflutet. Wenn das Hochwasser des Nils höher war als gewöhnlich, musste ein Leck in einem stromaufwärts gelegenen Damm nicht nur die unmittelbare Umgebung gefährden, sondern genauso die nächste Niederung, da der unkontrollierte Druck leicht die Deiche zwischen den Becken wegschwemmen konnte. Die Notwendigkeit, verschiedene Becken zu einer Funktionseinheit zu koordinieren, war gleich groß, wenn das jährliche Hochwasser ausblieb. Was den oberen Becken abgezapft wurde, verminderte die Wassermenge, die für die stromabwärts lebenden Bauern übrig blieb." (Harris 1990: 206)

Morton Fried, ein marxistischer Anthropologe setzte bei einem weniger technischen dafür theoretischen Problem an. Für einen orthodoxen Marxisten ist eine funktionalistische Theorie, wie sie Wittfogel präsentierte, die die Stratifikation einer Gesellschaft als positives (sprich: notwendiges) Element im Überlebenskampf ansieht, natürlich inakzeptabel. Für ihn sind es die internen Gesellschaftskämpfe,

also die Auseinandersetzungen zwischen den "Klassen", die als ursächlich für jede Art der gesellschaftlichen Entwicklung gesehen werden müssen: Der Staat ist lediglich ein sekundäres Phänomen und nur dazu da, um das bestehende System der Ungleichheit zu erhalten. Abgesehen von der klar ideologisch bedingten Kritik, invertiert Fried damit natürlich die Argumentation Wittfogels und erklärt den Willen der oberen Klasse, ihre durch den Überschuss erworbenen Erträge zu schützen, zur eigentlichen Triebfeder der Entwicklung. Damit muss er natürlich gleichzeitig behaupten, dass die soziale Stratifikation der Staatsentwicklung zeitlich vorausgeht und die Klassen schon in der vorstaatlichen Ära ihren Ursprung haben. Und ähnlich wie Butzer versucht auch Fried seine These mit Evidenzen zu belegen: Hammurabis Gesetzestafeln, die die Schwere der Strafen nach dem sozialen Status des Individuums festlegten, waren für ihn der eindeutige Beleg, dass es diese Klassen bereits zu einem früheren Zeitpunkt gegeben hatte (Fried 1967). Dieser Punkt ginge an Fried, wenn es nicht Fakt wäre, dass die Babylonier bereits in einer staatlichen Struktur lebten. Die berühmten Gesetzestafeln Hammurabis sind mit Sicherheit in eine Phase nach der Entstehung staatlicher Organisationsform zu datieren (Cohen 1978: 7). Wie sein Kollege Elman Service herausstreicht, gibt es keinerlei Belege für eine wirkliche Klassenbildung vor dem Staat, und auch davon abgesehen ist es nicht verständlich, warum die Leute ihre Souveränität aufgeben sollten, wenn die soziale Stratifizierung nicht zumindest für den Durchschnittsbürger auch "Vorteile" gebracht hätte (Service 1975).

Der amerikanische Forscher Robert Adams hingegen, seines Zeichens Experte für das antike Mesopotamien, argumentierte weitaus fundierter. Für ihn waren es nicht theoretische Unstimmigkeiten wie im Falle Butzers oder Frieds, aus

seiner Sicht war es schlicht die archäologische Evidenz, die gegen die mittlerweile berühmt gewordene Bewässerungshypothese sprach. Adams konnte zumindest für den mesopotamischen Raum klar belegen, dass die wichtigsten städtischen Siedlungen zeitlich vor der Errichtung großer Bewässerungsbauten anzusetzen sind. Somit konnte die Bewässerung nicht die Hauptursache für deren Entwicklung sein (Adams 1966). Tatsächlich sprechen viele archäologische Evidenzen dafür, dass es schon vor den großen Bewässerungsbauten Stadtstrukturen bzw. große politische Zentren gegeben hatte, und zwar in einem solchen Maße, dass man sogar von voll entwickelten Staatsorganisationen sprechen kann (Carneiro 1970: 734). Die "Urbane Revolution", wie sie von V. Gordon Childe genannt wurde, hatte bereits früh ein breites Spektrum an Arbeitsteilung und politischer und sozialer Hierarchisierung mit sich gebracht - ohne auf die Überschüsse aus Bewässerungsfeldbau warten zu müssen.

Doch als Adams an der Reihe war, seinerseits zu erklären, wie und warum es noch vor der Phase der großflächigen Bewässerung zur Entstehung von städtischen Siedlungen gekommen war, konnte auch er keine wirklich befriedigende Antwort liefern. Er argumentierte, dass der gesellschaftliche Zustand, den man archäologisch greifen konnte, ein Resultat aus der Summe mehrerer Prozesse gewesen sein musste. Die spezifische Umwelt in Verbindung mit den verschiedenen Spielarten von Subsistenztechniken dieser Region spielten dabei eine ebenso große Rolle wie die spezifische politische Struktur und die weit gestreuten ökonomischen Beziehungen. Kurz, alles, was vor Ort an grundlegenden Faktoren Rang und Namen hatte, spielte in irgendeiner Weise eine Rolle. Das ganze "System" war somit für Adams ausschlaggebend und nicht ein einziger Faktor wie bei Wittfogel.





Gut und schön, mit seinem Argument, dass man mehr Faktoren als nur die Bewässerung in die Kalkulation mit einbeziehen muss, kann man sich durchaus anfreunden. Aber andererseits festzustellen, dass sämtlichen sozialen und politischen Strukturen, die gesamte Palette der Tier- und Pflanzenarten. die benachbarten Gesellschaften, die geographischen Gegebenheiten, sowie die ganze Umwelt und das Klima eine wichtige Rolle spielen, erklärt alles und im gleichen Moment auch nichts. Wie der niederländische Altertumswissenschaftler Edward van der Vliet argumentiert, ist an der wissenschaftlichen Relevanz reiner "System-Theorien", die eine Gleichwertigkeit aller Faktoren annehmen, zu zweifeln: "Am Ende interagiert alles mit allem und der Gesamtzustand der Gesellschaft bestimmt ihre Potentiale zur sozialen Evolution. Ja sicher, aber sind wir damit nicht irgendwie wieder am Anfang?" (Vliet 1990: 237)

Natürlich waren die hier dargelegten Kritiken zumindest zu einem gewissen Teil absolut berechtigt, vor allem was die Infragestellung der universalen Anwendbarkeit der Wittfogel-These betraf. So entstand das staatliche System der Maya in einem Gebiet, wo Bewässerung vermutlich nur eine marginale Rolle spielte (vgl. auch die Kritik in Bezug auf Südostasien bei Lukas 1996). Die Art der Technologie, die Wittfogel als bestimmend ansah, stand nicht notwendigerweise mit der Form von Gesellschaft in ursächlichem Zusammenhang, die er zu erklären versuchte. Seine Annahme, dass alle komplexen Aktivitäten, die ein höheres Maß Koordination erfordern, eine zentrale Kontrolle nach sich ziehen, war letztlich nur logisch abgleitet und nicht empirisch bestätigt. Außerdem waren nicht alle Elemente, die er als notwendig erachtete, zwangsläufig gemeinsam anzutreffen. Davon ganz abgesehen, so argumentierten die Kritiker, könnte man mit gutem Grund annehmen, dass die "hydrau-

lische Gesellschaft" vielmehr eine Folge der Staatsentstehung ist, und nicht deren Ursache (Cohen 1978: 7; vgl. auch Schenkel 1978 und Warburton 1997). Auch wenn ihre Erklärungen nicht wirklich befriedigend waren, die Fragen, die Fried und Adams stellten, waren in jedem Fall berechtigt: Ist nicht eine Art Elite die Voraussetzung, um solch ein großes Vorhaben überhaupt anzugehen? Und vor allem: Was war die Voraussetzung für die Entwicklung der Bewässerung?

Doch wie Harris richtig feststellte, war es nicht unbedingt Wittfogels Absicht, den *Ursprung* dieser Gesellschaftsform oder des Staates zu beschreiben, sondern das Funktionieren dieser Gesellschaften an sich darzustellen (Harris 1990: 204). Das mag stimmen, aber genau das ist die Problematik, mit der alle funktionalistischen Theorien letzten Endes zu kämpfen haben: Sie können erklären. *wie* es funktioniert, aber nicht warum es entstanden ist (Carneiro 2003: 198). Eine befriedigende Theorie muss auch das erklären können, und das bedeutet, dass auch nach Wittfogel eine wirkliche Erklärung für die Entstehung der "orientalischen Despotien" noch ausständig war. Wenn man nicht in einem Henne-Ei-Problem verharren wollte, musste man nachforschen, was vor der Henne und dem Ei da war.

Vom Ackerbau automatisch zum Staat?

Alle Beteiligten an der oben beschriebenen Diskussion waren sich darüber im Klaren, dass es einer bestimmten Produktionsweise bedarf, um Gesellschaftsformen, wie wir sie in Mesopotamien und Ägypten vor rund 5000 vorfanden, möglich zu machen. Ohne die Notwendigkeit, den Boden in dieser Intensität landwirtschaftlich zu nutzen, so war man sich einig, hätte wohl auch ein groß angelegtes Bewässerungssystem keinen Zweck. Doch den Ackerbau gab es in der einen oder anderen Form schon lange vor den

ersten "Hochkulturen". Tatsächlich gibt es einerseits zahlreiche Theorien zur Entstehung des Ackerbaus im Orient, die – wie oben dargelegt - vom "Overkill" des eiszeitlichen Wildes ausgehen und es gibt andererseits Theorien zur Entstehung des altorientalischen Staates, die sich in irgendeiner Weise immer um Bewässerung drehen. Aber die wenigsten Forscher haben es geschafft, diese beiden Vorgänge in einen Zusammenhang zu bringen. Zumeist liegen zwischen den einen und den anderen Erklärungen tiefe theoretische Schluchten, ebenso wie zwischen den tatsächlichen Entwicklungen tausende von Jahren liegen.

Selbst Marvin Harris scheitert daran, die viel später erfolgte Entstehung der orientalischen Reiche hinreichend zu erklären. Denn auch er sieht vor allem in der Notwendigkeit, Dämme und Uferbefestigungen in Notsituationen durch eine zentrale Organisation funktionstüchtig zu halten, den eigentlichen Grund für die Etablierung despotischer Herrschaftsformen (Harris 1990: 207). Seine Ausführungen unterscheiden sich somit nur marginal von denen Wittfogels und wir sind wieder bei dem alten Problem angelangt, dass die Analyse der Funktion einer Sache nicht deren Ursprung erklärt.

Nicht, dass nicht versucht wurde, diese Lücke zu überbrücken. Doch dabei tappten auch zahlreiche Forscher in eine theoretische Falle, die noch dazu sehr bequem war. Denn



Als du mit dieser Big-Man-Sache angefa ast, habe ich dir gleich gesagt, dass das inem Pyramidenspiel enden wird!"









hinter vielen Theorien zur Entstehung des Ackerbaus steht die Annahme, dass Ackerbau durch das Mehrprodukt mehr oder weniger automatisch zur Staatlichkeit führt. Die Vertreter der "Automatischen Theorie" (auch wenn sie selbst die Theorie nicht so nannten), ihnen voran der namhafte Evolutionist V. Gordon Childe, behaupteten, dass durch die Entwicklung des Ackerbaus ein Überschuss an Nahrungsmitteln produziert wurde, der es einzelnen Individuen ermöglichte, sich vom eigentlichen Produktionsprozess zu lösen, und so eine voll entwickelte Arbeitsteilung zu etablieren. Diese Arbeitsspezialisierung erzeugte dann durch die notwendig gewordene Koordinierung des Arbeitsprozesses eine zunehmende politische Integration und damit schließlich den Staat (Childe 1936: 82). Wir stellen nochmals fest, das eine folgt quasi automatisch auf das andere (und erinnern uns an dieser Stelle an die Darstellung im oben genannten Schulbuch).

Aber leider produziert die agrarische Produktionsweise *nicht* automatisch einen Nahrungsüberschuss. Zahlreiche ethnologische Studien belegen, dass Gesellschaften mit dieser Art von Produktion zwar prinzipiell die Möglichkeit haben, einen Überschuss zu produzieren, es aber in der Regel nicht tun (Carneiro 1970: 734). So hilft uns auch diese Theorie nicht weiter, obwohl – oder vielleicht gerade weil – das die meist genannte Erklärung in Kombination mit Wittfogels These ist.

Umweltbegrenzung

Robert L. Carneiro, ein amerikanischer Anthropologe, hat die schlüssigste Theorie zur Entstehung zentralisierter und stratifizierter Systeme formuliert, die ja im vorherigen Beitrag schon dargestellt wurde. Die von Carneiro vorausgesetzte Bevölkerungszunahme, die in weiterer Folge den notwenigen Ressourcendruck und die davon bedingte politische Ver-

dichtung herbeiführte, erfolgte in der Ursprungsregion der Staatlichkeit in der westlichen "Alten Welt", also im Nahen Osten zwischen 8000 vor Christus und 4000 vor Christus von etwa 100.000 auf vielleicht etwa 3.600.000 Menschen. Man muss sich diese Entwicklung angesichts des langen Zeitraums nicht als Bevölkerungsexplosion vorstellen. Wenn wir annehmen, dass in einen neolithischen Dorf von hundert Personen nur eine Frau ein Kind großzieht, dass sie als Angehörige einer Sammler- und Jägergesellschaft nicht großgezogen hätte, dann wäre das Dorf alle zehn Jahre um eine Person gewachsen. Das scheint wenig, aber rein rechnerisch genügt diese Rate, um damit die spätere Bevölkerungsgröße zu erklären (Carneiro und Hilse 1966: 178).

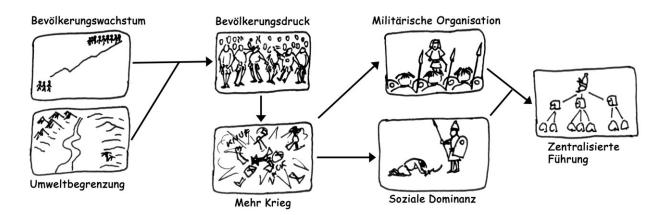
Unter diesen Bedingungen entwickelten sich die altorientalischen Häuptlingtümer. In weiterer Folge etablierten sich diejenigen Gesellschaften, die zentralisierte Systeme entwickeln und dadurch ihre militärische Schlagkraft steigern. War dieser Prozess einmal eingeleitet, war es nur mehr eine Frage der Zeit, bis durch den Zyklus von Expansion, Eroberung und Inkorporation aus zunächst kleinen Dorfgemeinschaften immer größere gesellschaftliche Komplexe und schließlich große autonome politische Einheiten wurden, in deren Territorien sich mehrere Gemeinschaften befanden. Diese wiesen zentralisierte Regierungsformen auf, die die Macht besaßen, Steuern einzuheben, Gesetze zu exekutieren und Menschen in den Krieg zu schicken (Carneiro 1970: 733).

Nach dieser Theorie ist die Entwicklung zentralisierter, hierarchischer und stratifizierter Systeme, wie wir sie im Orient am Beginn der staatlichen Phase antreffen, also die Folge des Kampfes um limitierte Ressourcen in stark umgrenzten Umwelten. Es sei hier aber festgehalten, dass praktisch alle Forscher, die bisher genannt wurden, in der einen oder anderen Weise das









Faktum betont haben, dass uns sowohl in der früheren Geschichte Ägyptens als Mesopotamiens kriegerische Aktivitäten überall entgegentreten. Edward Jenks beispielsweise stellte fest, dass es, "historisch gesprochen, nicht die geringste Schwierigkeit bereitet, zu beweisen, dass alle modernen politischen Gebilde [also Staaten] ihre Existenz einer erfolgreichen Kriegsführung zu verdanken haben." (zit. nach Carneiro 1970: 734) Und nicht viel anders Maisels, der sich konkret auf das Mesopotamien des 3. Jahrtausends bezieht: "Der Krieg wurde zur Regel in den Epen, Städte wurde mit großen Verteidigungsmauern befestigt, ihre Führer dachten in erster Linie über Krieg und Eroberung nach, und so war die Gefahr eines plötzlichen Angriffs ständig präsent." (Maisels 1990: 178-179) Für Norman Yoffee sind "die Beispiele für Eroberung im archäologischen Befund antiker komplexer Gesellschaften in allen Subregionen der Welt viel zu häufig, um aufgezählt werden zu können" (Yoffee 1995). Auch für den Archäologen Liverani zeigt sich ein klares Bild: "Als ganz Süd- und Zentralmesopotamien im 3. Jahrtausend durch den Akkadischen Herrscher Sargon mittels Eroberung konsolidiert war, wandelten sich sämtliche kulturelle Erscheinungsformen in Bezug auf Siedlungsstruktur, Architektur, Keramik, Ressourcenverteilung und politischer Hierarchie." (Liverani 1993)

Trotz der zahlreichen Evidenzen, die alle Forscher zur Hand haben und die diese These zu bestätigen scheinen, ist es anscheinend eine Sache, Krieg als Faktum festzustellen, und eine ganz andere, seine Bedeutung in der Evolution von staatlichen Gesellschaften zu erkennen (vgl. Otterbein 1970). Doch in leichter Abänderung von Clausewitz lässt sich aus dem oben Gesagten im Grunde nur ein Schluss ziehen, nämlich, dass der Krieg in dieser Situation die Fortsetzung von Ökonomie mit den effizientesten Mitteln ist.

Und erst jetzt sehen wir den wesentlichen Unterschied zu Wittfogels These. Wittfogel musste, da ja seine Kausalkette bei den Bewässerungsbauten beginnt, davon ausgehen, dass die Menschen es zu einem bestimmten Punkt quasi eingesehen hätten, dass es zu ihrem gemeinsamen Wohl sein würde, ihre bis dahin lokalen Bewässerungsanlagen zusammenzulegen und ihre individuelle Souveränität hinter sich zu lassen, um Größeres in Angriff nehmen zu können. Aber wie wir feststellen konnten, war dies kein rationaler und bewusst gesetzter Akt (der übrigens sehr einem Rousseau'schen Gesellschaftsvertrag gleicht), sondern eine durch ökologische Krisen und Bevölkerungsdruck forcierte Situation. Daraus folgt dann, dass nicht die Kooperation, sondern der Konflikt der entscheidende Mechanismus in der Entwicklung der frühen Staaten ist (vgl. Cohen 1984).

Sagen wir es etwas deutlicher: Was Wittfogel gefunden hatte, war in Wirklichkeit eine falsche Korrelation, oder um genauer zu sein, eine Korrelation, von der er fälschlicherweise glaubte, dass sie einen kausalen Zusammenhang beinhaltet. Obwohl es stimmt, dass die meisten Gebiete, in denen die ersten Zivilisationen entstanden, arid oder semiarid waren, war die entscheidende Gemeinsamkeit bzw. der darunter liegende kausale Faktor, dass sie sich alle in ökologisch stark umgrenzten Gebieten befanden, in der sich der steigende Bevölkerungsruck fatal auswirkte Dass die betreffenden Gesellschaften in weiterer Folge auch versuchten, mittels effizienterer Technologien ihre Produktion zu steigern, widerspricht Carneiros These nicht, aber jetzt ist klar, dass es vor allem die militärische Macht war, die bestimmte Leute befähigte, jetzt sowohl Menschen als auch die Bewässerungsbauten, sprich sämtliche Produktivkräfte zu kontrollieren.

Natürlich sind nicht alle Forscher dieser Meinung. Es gibt viele, die eher einen idealistisch orientierten Zugang vertreten. Im Zentrum dieser Erklärungen steht die Annahme, dass es in erster Linie eine etablierte Ideologie und Religion war, die es bestimmten Personen ermöglichte, eine solche Gesellschaft zu "managen" (dementsprechend heißt es in meinem Schulbuch: "Die Stellung des Königs stützt sich auf religiöse Vorstellungen" (Hasenmayer 1987: 19). Doch irren diese Erklärungen, wie die Archäologin Joyce Marcus es auf den Punkt bringt,





(

alle darin, "dass die Macht der Könige auf dem Kontakt mit den Geistern und auf der Mediation zwischen dem übernatürlichen und menschlichen Welten beruht. Unsinn. Obwohl Caesar gelegentlich Wahrsager kontaktiert haben mag, kam seine Macht von den Römischen Legionen und der Unterstützung durch den Senat. "Macht" ist die Fähigkeit, Leute das tun zu lassen, was sie nicht tun wollen, und das entspringt nicht einer Trance, sondern aus dem militärischen, ökonomischen, juridischen Bereich und den legalen Waffen der Regierung." (zit. nach Carneiro 2003: 217)

Was für Caesar galt, galt auch mit Sicherheit, und vielleicht noch viel mehr, für einen Pharao. Nicht nur, dass man es sich oft zu leicht macht, indem man einfach eine Erklärung heranzieht, die einem auch schon ein durchschnittlicher Einwohner des Niltals vor 5000 Jahren hätte geben können, diese Erklärungen entbehren auch jeder materiellen Grundlage. Wieder einmal bringt es Harris auf den Punkt, wenn er meint, dass eine dahin ausgerichtete "Religion" oder "Ideologie" nicht Ursache, sondern Folge des Umstandes ist, dass die Macht der herrschenden Institutionen auf der "Kontrolle von materiellen Faktoren und nicht auf ideologischen Illusionen beruht. Herrschende Klassen tun mehr als nur Illusionen zu kontrollieren. Sie kontrollieren (...) Phänomene, bekannt als Polizisten und Armeen, die im Stande sind, menschlichen Körpern ziemlich brutale Dinge anzutun." (Harris 1979: 228)

Die erfundene Vergangenheit

Mit Theorien, die eher unschöne Dinge wie ökologische Zwänge, Bevölkerungsdruck und Krieg als eigentlichen Motor der gesellschaftlichen Entwicklung sehen, ist, auch wenn sie die realen Umstände besser abbilden, natürlich kein Schulbuch zu machen. Diese Phänomene entsprechen nicht der politisch korrekten Auffassung von Geschichte, die man uns gerne vermitteln möchte. Viel lieber sehen wir Agypten als das "Geschenk des Nils" (Herodots Worte) und die großen Entwicklungen als die "großartigen Leistungen der Menschheit", die natürlich in direkter Linie zu uns modernen Europäern reichen. Eric Wolf, ein amerikanischer Anthropologe, hat diesen Umstand folgendermaßen auf den Punkt gebracht: "Innerhalb und außerhalb des Klassenzimmers wurde uns beigebracht, dass es so etwas wie eine Entität gibt, die man den Westen nennt. Viele von uns wuchsen in dem Glauben auf, dass dieser Westen eine Genealogie hat, derzufolge das antike Griechenland Rom zeugte, Rom das Christliche Europa zeugte, das Christliche Europa die Renaissance zeugte, die Renaissance die Aufklärung zeugte, die Aufklärung die politische Demokratie und die Industrielle Revolution zeugte. Industrie, mit Demokratie gekreuzt,

brachte die Vereinigten Staaten hervor, die Rechte, Freiheit und Glückseligkeit verkörpern. (...) Solch ein Entwicklungsschema ist irreführend (...) Es verwandelt Geschichte in eine moralische Erfolgsstory." (Wolf 1982: 5)

Es ist somit völlig unerheblich, welches von den oben genannten Modellen (also Carneiro oder Wittfogel-Childe) einem plausibler erscheint, oder ob eine dieser Varianten im wissenschaftlichen Sinne richtig ist oder nicht, sondern entscheidend ist nur, dass die Prämissen der im Schulbuch vertretenen "Automatischen Theorie" und der "Hydraulischen Theorie" ganz wunderbar den Anforderungen unseres eigenen Selbstverständnisses entsprechen. Denn wie Gerhard Lenski, ein namhafter Soziologe, feststellt, liegt jeder streng funktionalistischen Theorie die Annahme zugrunde, dass der Mensch von Natur aus ein Mängelwesen, und nur durch gesellschaftliche Führung überlebensfähig ist (Lenski 1973 (Kapitel: Funktionalisten und Konflikttheoretiker)). So wird aus der funktional positiven Bewertung der staatlichen (und sozial ungleichen) Verhältnisse eine moralisch positive (vgl. Lenski 1973: 36). Und von der moralisch positiven Bewertung staatlicher Strukturen - und der mit ihnen einhergehenden stratifizierten Gesellschaft - durch ihre Bürger leben auch die modernen Staaten noch.

LITERATUR

R. M. ADAMS, The Evolution of Urban Society: Early Mesopotamia and Prehispanic Mexico. Chicago 1966.

M. BERNAL, Black Athena: The Afroasiatic Roots of Classical Civilization, in mehreren Bänden. New Brunswick, N.J. 1987-2006.

K. BUTZER, Early Hydraulic Civilization in Egypt: A Study in Cultural Ecology. Chicago 1976.

 $\label{lem:conditional} \textbf{Robert L. CARNEIRO, A Theory of the Origin of the State, in: Science 169 (1970), 733-738.}$

Robert L. CARNEIRO, The Muse of History and the Science of Culture. New York 2000.

Robert L. CARNEIRO, Evolutionism in Cultural Anthropology. Boulder, CO 2003.

Robert L. CARNEIRO/D. F. HILSE, On determining the Probable Rate of Population Growth during the Neolithic, in: American Anthropologist 68 (1966), 177-181.

G.V. CHILDE, Man makes Himself. London 1936.







- R. COHEN, Warfare and State Foundation: Wars Make States and States Make War, in: R. Brian Ferguson (Hg.), Warfare, Culture and Environment. Orlando 1984, 329-355.
- R. COHEN/E. R. SERVICE (Ed.), Origins of the State. The Anthropology of Political Evolution. Philadelphia 1978.
- M. FRIED, The Evolution of Political Society. An Essay in Political Anthropology. Chicago 1967.
- M. HARRIS, Cultural Materialism. The Struggle for a Science of Culture. New York 1979.
- M. HARRIS, Kannibalen und Könige. Frankfurt am Main 1990 (orig. engl. New York 1977).
- M. HARRIS, Kulturanthropologie. Ein Lehrbuch. Frankfurt am Main 1989 (orig. engl. New York 1987).
- H. HASENMAYER u.a., Epochen der Weltgeschichte, 1. Österreichischer Bundesverlag. Wien 1987.
- R. KLEMM, Altägypten im deutschen Schulbuch, in: Göttinger Miszellen 34 (1979): 13-102.
- G. LENSKI, Macht und Privileg. Eine Theorie der Sozialen Schichtung. Frankfurt am Main 1973 (orig. engl. New York 1966).
- M. LIVERANI, Akkad: The first World Empire. Padua 1993.
- H. LUKAS, Die Asiatische Herausforderung: Wissenschaftliche Erklärungsversuche zur Stagnation und Entwicklung in Ost- und Südostasien, in: E. Binderhofer u.a. (Hg.), Das pazifische Jahrhundert? Wirtschaftliche, ökologische und politische Entwicklung in Ost- und Südostasien. Frankfurt am Main-Wien 1996, 21-40.
- C. K. Maisels, The Emergence of Civilization: From Hunting and Gathering to Agriculture, Cities and the State in the Near East. London 1993.
- G. MANDL, Das Werden der 'Athener Klassik', in: Historische Sozialkunde $1\ (2007)$.
- K. OTTERBEIN, The Evolution of War: A Cross-Cultural Study. New Haven 1970.
- W. SCHENKEL, Die Bewässerungsrevolution im Alten Ägypten. Mainz 1978.
- E. SERVICE, Origins of the State and Civilization. New York 1975.
- E. Ch. L. VAN DER VLIET, Early Rome and the Early State, in: W. Eder (Hg.), Staat und Staatlichkeit in der frühen römischen Republik. Stuttgart 1990.
- D. A. WARBURTON, State and Economy in Ancient Egypt. Fiscal Vocabulary of the New Kingdom. Fribourg 1997.
- E. WOLF, Europe and the People without History. London 1982.
- N. Yoffee, Political Economy in Early Mesopotamian States, in: Annual Review of Anthropology 24 (1995), 281-311.

(



ANMERKUNG

Der Artikel setzt sich in überarbeiteter Form aus Abschnitten zusammen, die bereits früher erschienen sind (in: K. Hakami/I. Steffelbauer: Vom Alten Orient zum Nahen Osten, Wien 2006) Besonders die Einleitung wurde aufgrund der Neuerung im AHS-Lehrplan für Geschichte, Sozialkunde/Politische Bildung von Ilja Steffelbauer weitgehend neu geschrieben.





Verein für Geschichte und Sozialkunde

c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien, ++43/1/4277-41330, Fax: ++43/1/4277-9413

e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at, http://vgs.univie.ac.at

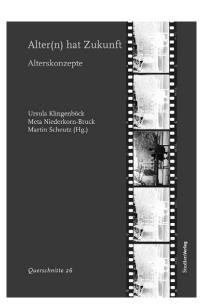
Band 26: Altern hat Zukunft Alterskonzepte

Ursula Klingenböck, Meta Niederkorn-Bruck, Martin Scheutz (Hg.) ISBN 978-3-7065-4778-9

Die westlichen Industriestaaten sind immer stärker dem Druck ausgesetzt, den ihnen die zunehmende Überalterung der Gesellschaft auferlegt. Die damit verbundenen Schwierigkeiten sind vielfältig: etwa mangelnde wirtschaftliche Konkurrenzfähigkeit, wachsende Probleme bei der Altersversorgung und bei der Finanzierung des Gesundheitssystems. Die öffentliche, ambivalente Wahrnehmung von Alter und die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Alter haben in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Vor allem die Medizin und die Soziologie widmen dem Alter großes Augenmerk. Der vorliegende Band nähert sich diesem nicht nur für die Industrienationen drängenden Problem aus einer multidisziplinären Sicht.

Neben dem Umgang der Philosophie mit dem Thema Alter – das Alter als Abstinenz von den Freuden des Lebens bzw. als Inbegriff der Weisheit

versus eine neue Genussgeneration "Alter" – kommen auch die Medizin, die soziologische Altersforschung, die Ethnologie und der kulturell differierende Zugang zum Alter, die Kunstgeschichte und die Literaturwissenschaften, die Geschichte und die Werbewirtschaft zu Wort. Ziel des Bandes ist es, ein Bewusstsein für die Basiskategorie "Alter" bei den LeserInnen zu schaffen.







URSULA KLINGENBÖCK, META NIEDERKORN-BRUCK, MARTIN SCHEUTZ: Das Alter – die facettenreichste Altersstufe. Gedanken zu einem unerschöpflichen Thema

KONRAD PAUL LIESSMANN: Schandmaulkompetenz. Eine kleine Philosophie des Alters

ANTON AMANN: Alternsforschung aus soziologischer Sicht – Ein Überblick

META NIEDERKORN-BRUCK: Weltalter und Lebensalter. Alter als Chance im Mittelalter

MARTIN SCHEUTZ: Der unerbittliche Chronos versus Abgeklärtheit, Armut, Erfahrung, Wissen und drittes Alter? Das hohe Alter in der Neuzeit – Annäherung an ein zukunftsweisendes Thema

JOSEF EHMER: Alter, Arbeit, Ruhestand. Zur Dissoziation von Alter und Arbeit in historischer Perspektive URSULA KLINGENBÖCK: "[F]riedlich und heiter ist dann das Alter [?]!" (Hölderlin, "Abendphantasie"). Literarische Konstruktionen des Alter(n)s

HARALD TERSCH: Schreiben "in gewissen Jahren". Alter(n) und Autobiographie in der Neuzeit

WERNER TELESKO: Das Alter in kunstgeschichtlicher Perspektive

MICHAELA WINDISCH-GRAETZ: Alter als rechtliche Kategorie

CHRISTIANE FEUERSTEIN: Architektur für ein langes Leben

THOMAS ANGERER und THOMAS FOSCHT: Konsumenten zwischen Anti-Aging und Pro-Aging als neue Herausforderung für Unternehmen

FRIEDL und GEORG GRÜNBERG: Altern und Sterben am Beispiel der Guarani-Indianer Südamerikas JOHANNES HUBER: Möglichkeiten der alterspräventiven Medizin

Bestellungen

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: ++43/1/4277/41330

E-Mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at www.http://vgs.univie.ac.at



Basistexte Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Die "Basistexte – Wirtschafts- und Sozialgeschichte" stellen Überblickswissen zu Grundthemen der Geschichtswissenschaft für Studierende und historisch interessierte LeserInnen bereit. Statt "kanonisiertes" Wissen aufzubereiten, erfolgt der Zugriff über aktuelle gesellschaftliche Probleme und Forschungsfragen. Diese werden mit historischen Entwicklungen rückgekoppelt, wobei strukturgeschichtliche und aspektorientierte Darstellungen im Vordergrund stehen. Neben Historiographie und methodischem Überblick werden relevante Quellen und Materialien vorgestellt. Eine kommentierte Bibliographie verweist auf weiterführende Literatur.

Profil: Aktualitätsorientierter Einstieg, forschungsgeleitete Aufbereitung, struktur- und aspektorientierte Darstellung, historiographischer Überblick, Phänomene im längerfristigen Wandel,
Phänomene in ihren regionalen Ausprägungen unter Berücksichtigung globaler Interaktionen und
außereuropäischer Einflüsse, Einbeziehung von Diskursen und Debatten.

Weitere Themenfelder für die ab 2010 geplanten Bände:

Alter, Arbeit, Demographie, Frühkapitalismus, Handel, Staatenbildung, Industrialisierung, Konsum, Migration, Soziale Konflikte, Stadtentwicklung, Technikgeschichte.

Band 1: Sozialgeschichte der Familie

Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven

Michael Mitterauer

Die europäische Familienentwicklung ist eine wichtige Facette des europäischen Sonderwegs der Gesellschaftsentwicklung. Das zeigen die hier vom österreichischen Experten der Historischen Familienforschung, Michael Mitterauer, vorgelegten Studien auf der Basis von interkulturellen Vergleichen. Um diese Entwicklung zu verstehen, muss man historisch weit zurückgehen. Spezifisch europäische Bedingungen der Arbeitsorganisation bestimmen die Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung sowie den Gesindedienst als eine Sonderform jugendspezifischer Arbeit. Im Zuge des Modernisierungsprozesses kommt es zu tief greifenden Veränderungen – durch neue Formen der Arbeitsorganisation, durch Verstädterung, durch Zunahme der Migration, durch Scholarisierung, durch Säku-



larisierung etc. Die Folgen von Entgrenzung und Beschleunigung im Verlauf der Globalisierung setzen die Primärgruppe Familie unter extreme Belastungen.

ISBN 978-3-7003-1717-3, Wien 2009, 160 Seiten Preis für AbonnentInnen der Zeitschrift 10,–

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien Dr. Karl-Lueger Ring 1, A-1010 Wien Tel. ++43/1/4277-41330, Fax ++43/1/4277-9413 e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at homepage: http://vgs.univie.ac.at





